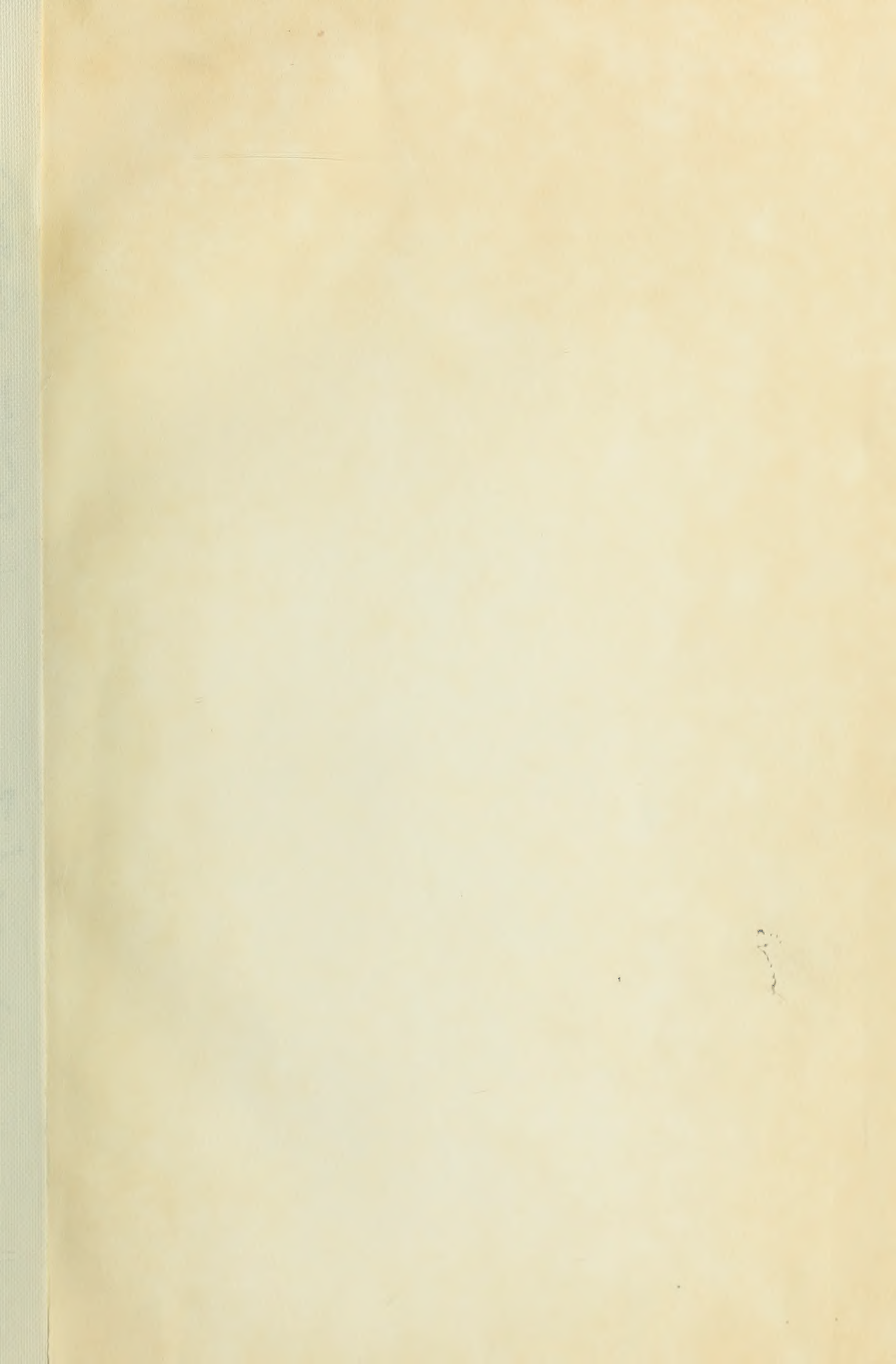
BISCHOFF

# PALÄOGRAPHIE

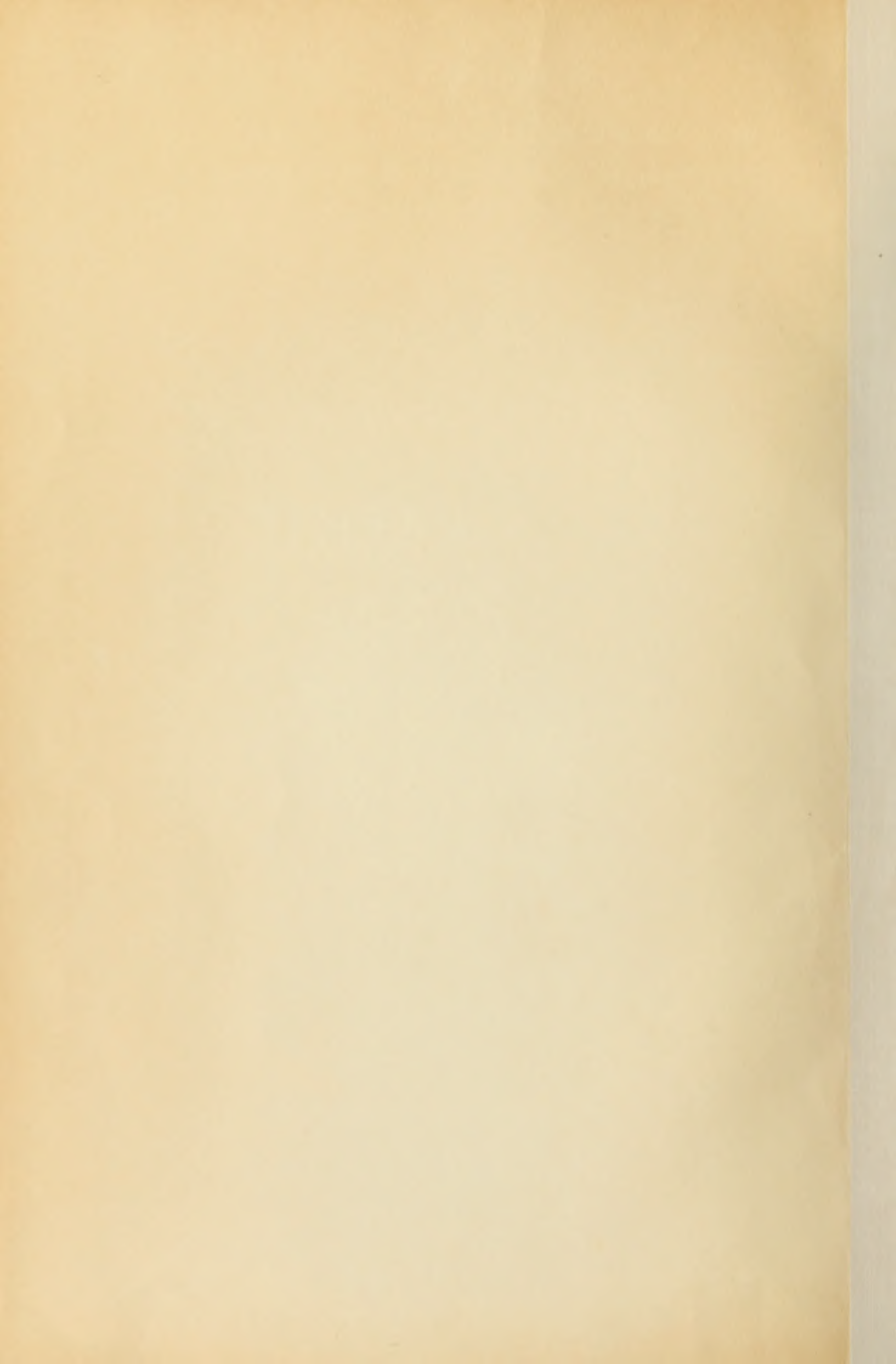
2. ED.

I.M.S.









SONDERDRUCK AUS

DEUTSCHE PHILOLOGIE IM AUFRISS

Herausgegeben von Professor Dr. Wolfgang Stammler

*BERNHARD BISCHOFF*

# PALÄOGRAPHIE

2. überarbeitete Auflage



ERICH SCHMIDT VERLAG

Berlin · Bielefeld · München



BERNHARD BISCHOFF

# PALÄOGRAPHIE

## Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kulturgebietes



### Einleitung

Alles ma. Schriftwesen baut auf dem Antiken auf und entwickelt es unter veränderten Verhältnissen weiter. Das gilt für das Buchwesen wie für die Schriftgeschichte. Für die Volkssprachen wurzelt beides im Lateinischen, das bis zum XII. Jh. sie umgibt und dann neben ihnen eine imponierende Stellung behält. Es war deshalb auch in dieser Darstellung, in der Buchwesen und Schrift des fränkisch-deutschen Kulturgebiets im Mittelpunkt stehen, unerläßlich, vom Lateinischen auszugehen, die antiken Voraussetzungen zu skizzieren und die übrigen fremden Einflüsse, denen die dt. Kultur des MA.s soviel verdankt, in ihrem Ursprung verständlich zu machen.

Die bibliographischen Angaben wollen nur an die wichtigste Literatur heranführen; weiteres ist meist den betreffenden Abschnitten bei Battelli, Lehmann, Foerster und Bretholz zu entnehmen. Auch die Hinweise auf Abbildungen sollen nicht erschöpfend sein, sondern die Möglichkeit an die Hand geben, das Studium der Darstellung durch jenes guter und sprechender Faksimilia zu vertiefen.

### I. Schriftwesen

#### 1. Schreibstoffe und Schreibwerkzeuge

*Papyrus.* Der klassische Schreibstoff des MA.s für Bücher und Urkunden war das Pergament, neben dessen Verwendung zunächst der Gebrauch des Papyrus noch andauert, während es im Spät-MA. seine Stellung z. T. an das Papier verliert. Der Papyrus ist der altägyptische, von Griechen und Römern übernommene Schreibstoff, der eigentliche Träger der antiken Literaturen. Er wird aus dem Mark der Papyrusstaude gewonnen; praktisch hatte Ägypten das Monopol für die Herstellung. Üblicherweise in Rollenform benützt und einseitig beschrieben, wurde der Papyrus schon bei den Christen des II. Jhs. zu Büchern aus gefalteten Blättern verwendet. Im IV. Jh. wird das Pergament als Schreibstoff so sehr herangezogen, daß man geradezu von einer Umstellung des Buchwesens vom Papyrus auf das Pergament sprechen kann, die für die Erhaltung der Literatur von entscheidender Bedeutung geworden ist, da in ma. Bibliotheken nur ganz wenige Hss. aus dem gebrechlicheren Stoff die Zeiten überdauert haben. Er wurde aber als Schreibstoff weiterhin gebraucht und ist als Handelsware auch in die Germanenreiche gelangt, wenigstens bis zu der Schließung des Mittelmeeres durch die Araber. Noch aus dem VI. und VII. Jh. sind einige abendländische Buchhss. auf Papyrus erhalten, als eine der jüngsten ein Augustinus-Codex aus Luxeuil, mit eingelegten Pergamentblättern, die die Mitte und die Außenseiten der Lagen schützen sollen (CLA 614). Bis in die zweite Hälfte des VII. Jhs. wurden in der merovingischen Königskanzlei Urkunden auf Papyrus geschrieben; länger noch haben Ravenna und die päpstliche Kanzlei für Urkunden und Kopialbücher daran festgehalten, die letztere bis ans Ende des XI. Jhs. Der Name lebt in der Bezeichnung des zweiten aus dem Orient kommenden Schreibstoffs, des Papiers, fort.

Lit.: W. SCHUBART, Einführung in die Papyruskunde (1918); BATTELLI, Lezioni[3], S. 28—30; L. SANTIFALLER, Beiträge z. Gesch. d. Beschreibstoffe im MA. I (MIÖG., Erg. Bd. 16, I, 1953), S. 25—76; J.-O. TJÄDER, Die nichtliterarischen lateinischen Papyri usw. 1 (Lund 1955), S. 81—85.

*Pergament.* Der Herstellungsgang des Pergaments ist folgender: Die Tierhaut wird nicht gegerbt, sondern in scharfer Kalklauge gebeizt, wodurch die Haare gelockert werden und die Haut entfettet wird. Mit einem halbmondförmigen Schabeisen wird die Haut sodann gereinigt, danach evtl. nochmals ausgelaugt. Auf einen Rahmen gespannt, wird sie getrocknet. Ob und wie das Pergament weiterbehandelt wurde, ist nach Ländern und Zeiten verschieden und scheint in erster Linie von dem Ausgangsmaterial, also der Tierart, abzuhängen. So ist festländisches Pergament der Karolingerzeit, hauptsächlich wohl die Haut von Schafen, im allgemeinen glatt; italienisches des späteren MA.s ist mehr oder weniger kalziniert, d. h. vor dem Trocknen mit einem Kreideaufguß für das Schreiben vorbereitet. Bei sehr sorgfältiger Bearbeitung können Fleisch- und Haarseite die gleiche Weiße annehmen, obwohl sie sich auch dann noch durch die Art der Krümmung

unterscheiden, wie sich an dem oft sehr feinen Pergament antiker Hss. beobachten läßt.

Von abweichender Beschaffenheit pflegt der Schreibstoff insularer, d. h. von Iren oder Angelsachsen geschriebener Hss. zu sein; sie verwendeten die stärkere Haut von Kälbern, die außerdem gewöhnlich auf beiden Seiten angerauht wurde, so daß der Unterschied von Fleisch- und Haarseite verschwand. Wie die anderen Eigenheiten ihres Schriftwesens haben die Angelsachsen auch ihre Wahl und Zubereitung des Pergaments in ihre Missions- und Einflußgebiete übertragen. So ist z. B. der Schreibstoff der karolingischen Hss. aus Fulda und Mainz und der des Münchener ‚Heliand' „insulares" Pergament. Zeigt dagegen eine irisch oder angelsächsisch geschriebene Hs. (z. B. das ags. Wiener Cutbercht-Evangeliar) festländisches Pergament, so ist die Möglichkeit der Entstehung auf dem Festland zu prüfen. In nachkarolingischer Zeit hat die Verbreitung des rauhen Pergaments in ganz Deutschland zugenommen. Eine Spezialität des späteren MA.s ist das zarte Jungfernpergament, das aus der Haut ungeborener Lämmer gewonnen wurde. Die Qualität des Pergaments und die Sorgfalt seiner Wahl und Zubereitung sind ein Maßstab für das Niveau des Skriptoriums.

Das Pergament als Schreibstoff hatte kaum die Gleichstellung mit dem Papyrus in der allgemeinen Wertschätzung erlangt, als die Prunkliebe der Spätantike darauf verfiel, statt einfachen Pergaments purpurgetränktes zu verwenden, ein Luxus, der auch auf biblische Codices übertragen wurde; eine Purpurhs. der Evangelien ist der wohl für Theoderich geschriebene Codex Argenteus. Wie schon bei den Angelsachsen, so wurden unter Karl d. Gr. und seinen ersten Nachfolgern in der Hofschule und in mehreren anderen Schreibschulen solche biblischen und liturgischen Prachtcodices hergestellt; auf dem dunklen, kostbaren Stoff, der nach leuchtenden, glänzenden Farben verlangte, wurde nur mit Gold und Silber geschrieben. Vollständige Purpurhss. sind z. B. das Godescalc-Evangelistar (CLA 681) und das Krönungsevangeliar der deutschen Kaiser in der Wiener Schatzkammer, ebenfalls aus Karls d. G. Zeit; in andere Hss. sind nur einzelne Purpurblätter eingefügt (z. B. CLA 576 Theodulf-Bibel). Es ist möglich, daß alles echte Purpurpergament aus Byzanz eingeführt worden ist, wie sicher einzelne Blätter mit eingepreßten Verzierungen, die in ottonischen Hss. sich finden. Denn sonst erscheinen wohl Purpurseiten in ottonischen und salischen Prachthss., aber das Pergament ist nicht mehr durchgefärbt, sondern nur oberflächlich koloriert.

Lit.: L. SANTIFALLER, Beiträge, S. 77—84. Purpurcodices: E. LESNE, Les livres, ‚Scriptoria' et bibliothèques, du commencement du VIIIe siècle à la fin du XIe siècle (Lille 1938) S. 14 ff.

*Palimpseste.* Sehr oft ist beschriebenes Pergament durch Abwaschen oder Abschaben von der Schrift befreit und neubeschrieben worden, als sog. Palimpsest. In der Regel handelte es sich bei solcher Ausschaltung wohl um Hss., die unvollständig oder textlich wertlos geworden waren, wie es Rechtstexten oder liturgischen Texten oder altlateinischen Bibelübersetzungen durch Reformen geschehen konnte, oder um Texte, für die das Verständnis geschwunden war, wie für die gotischen Texte (Palimpseste in Mailand, Rom, Wolfenbüttel); selten wird man absichtliche Vernichtung — etwa häretischer Texte — als primäres Motiv der Palimpsestierung anzusehen haben. Die Möglichkeit, die untere Schrift wiederzugewinnen, ist sehr verschieden, nach der Tinte, nach der Art der Tilgung, die unter Umständen nur die Punkturen übrig läßt, und danach, ob irgendwann chemische Mittel zur Auffrischung der Schrift angewendet worden sind. Solche mögen zwar momentan ein günstiges Ergebnis zeitigen, verderben aber das Pergament und verringern den Erfolg der neuzeitlichen Palimpsestphotographie, die unschädlich ist, meist aber am besten die Entzifferung unterstützt. Die wertvollsten und wichtigsten abendländischen Palimpsesthss., mit Schriften des IV.—VII. Jhs., die im VII. und VIII. Jh. überschrieben worden sind, sind aus Bobbio, Luxeuil, Corbie, Lorsch und St. Gallen überliefert, darunter Cicero ‚*De re publica*' und Reden, Plautus, Fronto, aber auch Ulfilas (U. Carolinus, in Wolfenbüttel, dessen Entdeckung durch F. A. Knittel um 1756 für die Palimpsestforschung epochemachend wurde) und der westgotische Codex Euricianus. Häufig haben die Iren abgeschabtes Pergament benützt, wenn auch hier der Palimpsestcharakter oft schwer feststellbar ist. Seit der karolingischen Zeit ist das Palimpsestieren verhältnismäßig selten, und bei den zerstörten Schriften handelt es sich meist um Liturgisches; aber es gibt überraschende Ausnahmen. Ein ahd. Palimpsest saec. IX in. ist der verkürzte Abrogans in Prag, Lobkowitz 434 aus Weißenau (BAESECKE, Lichtdrucke, 36—38).

Lit.: FR. MONE, De libris palimpsestis tam latinis quam graecis (1855); E. CHATELAIN, Les palimpsestes latins (Paris 1903); wichtig die Bibliographie der Arbeiten von A. DOLD: Colligere Fragmenta, Festschrift A. Dold (Beuron 1952), S. IX—XX.

*Papier.* Vom XIII. Jh. ab erscheint neben dem Pergament ein neuer orientalischer Schreibstoff, das Papier. Dieses ist eine chinesische Erfindung des II. nachchristlichen Jhs. Erst 751 wurde seine Herstellung durch chinesische Kriegsgefangene nach Samarkand übertragen, und von hier aus ver-

breitete sie sich langsam in der arabischen Welt; im XII. Jh. ist das Bestehen einer Papiermühle in Xativa bei Valencia bezeugt, noch unter arabischer Herrschaft. Ein Jh. später begann die Papierfabrikation im christlichen Spanien und in Italien, um 1340 in Troyes; in Deutschland war der Nürnberger Patrizier und Handelsherr Ulman Stromer der erste, der 1390 mit Hilfe italienischer Werkleute eine Papiermühle gründete. Im Abendland ist zunächst arabisches Papier verwendet worden; Friedrich II., aus dessen Kanzlei Mandate auf Papier erhalten sind, verbot 1231, es für Notariatsinstrumente zu benützen. So ist der Gebrauch in den Kanzleien vorwiegend auf Konzepte, Register, Protokolle usw. beschränkt geblieben. Die früheste Papierhs. deutschen Ursprungs ist das Registerbuch des Passauer Domdechanten Albert Beham von 1246/7 (Clm. 2574 b: Chroust I, 1, 7 u. 2, 8). Die ältesten Papiere sind teils dick und weich, teils derb und dauerhaft. Um 1300 kam der Brauch auf, das Papier mit Wasserzeichen zu versehen, indem auf das Schöpfsieb ein geformter Draht gelegt wurde. Diese Markenzeichen: Buchstaben, Tiere, Werkzeuge, Embleme aller Art, sind von reizvoller Mannigfaltigkeit und ermöglichen in vielen Fällen, die Herkunft des Papiers zu bestimmen und die Entstehung einer Hs. aufzuklären.

Lit.: F. HOYER, Einführung in die Papierkunde, m. e. Beitrag z. Geschichte des Papiers v. H. H. BOCKWITZ (1941); L. SANTIFALLER, Beiträge, S. 116 bis 152. Wasserzeichen: CH.-M. BRIQUET, Les filigranes² (Leipzig 1923, 4 Bde.).

*Wachstafeln.* Dem Altertum und dem MA. gemeinsam ist der Gebrauch der Wachstafeln. Zu ihrer Herstellung wird bei einer Holz- oder Elfenbeintafel unter Belassung eines Randes eine flache Vertiefung ausgehoben und die Grube mit Wachs gefüllt; auf dieses wird mit dem Griffel geschrieben. Werden zwei oder mehr Tafeln vereinigt, so spricht man von einem Diptychon bzw. Triptychon oder Polyptychon; in der bildenden Kunst sind sie oft dargestellt. Aus den letzten Jhh. des Altertums stammen die reliefgeschmückten Konsulardiptychen aus Elfenbein, die von den Konsuln beim Amtsantritt verschenkt wurden. Diese hat man im früheren MA. gern benützt, um Litaneien oder die Wohltäter der Kirchen darin einzutragen, und bei manchen sind noch Schriftspuren auf der Rückseite sichtbar; andere sind als Buchdeckel für kostbare Hss. benützt worden. Im MA. sind Wachstafeln allgemein verbreitet; man trägt sie zu raschem Gebrauch am Gürtel angehängt. Die durch Funde antiker Tafeln bezeugte Verwendung für Urkunden ist abgekommen. Aber Schüler schreiben ihr Pensum und Schriftsteller ihre Konzepte darauf; aus der Lübecker Jakobischule sind Schreibtafeln des XIV. Jhs. erhalten. Vor allem ist das ma. Rechnungswesen zu einem sehr großen Teile auf Wachstafeln geführt worden, und die meisten der erhaltenen Stücke haben zu diesem Zwecke gedient. Mancherorts hat ein ähnlicher Gebrauch bis ins XIX. Jh. fortgedauert.

Lit.: WATTENBACH, Schriftwesen³, S. 51—89; R. DELBRÜCK, Die Konsulardiptychen u. verwandte Denkmäler (1929); J. WARNCKE: Zs. für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 2 (1912) S. 227 ff. mit Abb.; W. DERSCH: Archivstudien z. 70. Geb. v. Woldemar Lippert (1931), S. 72 ff. m. Abb.

*Tinte und Farben.* Schon die Antike kennt verschiedene Tinten, solche, die mit Ruß, andere, die mit Sepia oder Galläpfeln zubereitet war, auch Metalltinte. Wohl vor allem die letztere ist es, die sich in manchen spätantiken Hss. nachträglich unter Einwirkung von Feuchtigkeit in das feine Pergament eingefressen oder sogar durch die Membran hindurchgefressen hat, so daß „Fensterchen" statt der Schrift zu sehen sind (CLA 345, 436 a.b). Die Tinte der Hss. des IV.—VI. Jhs. scheint vielfach eine lackartige Konsistenz zu haben und auf der Fleischseite des Pergaments weniger zu haften als auf der Haarseite; ihre Färbung schwankt zwischen klarem Dunkelgelb und Olivbraun. Seit dem VII. Jh. herrscht auf dem Festland dunkelbraune Tinte vor, im VIII. Jh. kommt auch grünliche vor; die Tinte italienischer Hss. spielt oft in graue oder gelbliche Töne. Irische und ags. Schreiber dagegen haben offenbar ein anderes Rezept benützt, da sie vorwiegend mit schwarzer Tinte schreiben, die durch sie auch auf dem Festland verbreitet wird, z. B. in Niederdeutschland und den übrigen Gebieten ags. Einflusses in Deutschland. Im späteren MA. ist die Tinte oft blaß. Ma. Tintenrezepte sind in großer Zahl überliefert; dabei sind Galläpfel und Vitriol, die mit Wein, Regenwasser oder Essig angerührt werden, die wichtigsten Bestandteile.

Die zur Hervorhebung oder Auszeichnung, z. B. von Überschriften oder von kommentierten Texten, verwendete Farbe ist gewöhnlich Ziegelrot *(minium, Mennig)*. Oft tritt eine zweite und dritte Auszeichnungsfarbe hinzu, und hier lassen sich Unterschiede des örtlichen Geschmacks und ein Wechsel der Moden feststellen; die romanische und frühgotische Zeit bevorzugt ein Wechselspiel von Rot und Blau, dazu teilweise noch Grün.

Der Gebrauch von Gold und Silber, für deren Bereitung zum Zwecke des Schreibens verschiedene Rezepte erhalten sind, knüpft an spätantike und byzantinische Schreibkunst an. Er findet sich nicht bei den Iren, bei den Franken und bei den Langobarden, wird aber von den Angelsachsen aufgenommen (schon im Book of Lindisfarne). Die Karolingerzeit hat Freude an der Verwendung der kostbaren Tinte, auf Purpurpergament wie auf

gewöhnlichem Pergament, ganze Hss. hindurch oder auch nur zu gelegentlicher Auszeichnung; sie sind aber fast ausschließlich der liturgischen Sphäre vorbehalten. Bis in die salische Zeit setzt sich diese Tradition fort; besonders wird die Auszeichnung den heiligen Patronen in Kalendarien, Litaneien und Legenden zuteil. In jüngerer Zeit ist Gold- und Silberschrift selten; dagegen wird die Ausschmückung der Initialen mit Gold und Silber, später mit aufgelegtem Blattgold das ganze MA. hindurch geübt.

Lit.: WATTENBACH, Schriftwesen³, S. 237 ff.

*Schreibwerkzeuge.* Das übliche Schreibinstrument ist zweifellos durch das ganze MA. die Vogelfeder, im Gegensatz zu dem Schreibrohr der Antike, dem *calamus,* der jedoch bisweilen in ma. Quellen dem Gänsekiel den Namen leiht. Wann der Übergang von dem einen zum anderen stattgefunden hat, und ob vielleicht in Italien, das selbst brauchbares Schreibrohr erzeugte, länger daran festgehalten worden ist, ist nicht geklärt. Für das Schreiben auf der Wachstafel diente der Griffel, der oft aber auch beim Pergament angewendet worden ist, und zwar für Notizen aller Art. In zahlreichen Hss. sind ahd. Glossen damit unauffällig eingetragen worden. Auch Rötel und, in späterer Zeit, weiche Metallstifte wurden so verwendet. Vervollständigt wurde die Ausrüstung des Schreibers durch Federmesser, üblicherweise zwei Tintenhörner für Schwarz und Rot, Bimsstein und das Werkzeug zum Liniieren: das *punctorium* (Zirkel, Ahle, später auch ein Rädchen mit Spitzen) zum Einstechen der Punkte für die Liniierung, ein Holzstäbchen und ein Lineal.

Lit.: WATTENBACH, Schriftwesen³, S. 215 ff. Griffelglossen: B. BISCHOFF: ZblfBblw. 54 (1937) 173—177; H. MERRITT: Amer. Journal of Philology 55 (1934) 227—235. Lit. über *punctorium* s. zum nächsten Abschnitt.

## 2. Die äußeren Formen der Schriftwerke

*Der Codex.* Die übliche Form des ma. Buches ist der Codex, der aus einfach gefalteten und zu Lagen zusammengestellten Pergament- oder Papierblättern besteht. Er ist seiner Entstehung nach ein Abbild des Diptychon bzw. Polyptychon aus Wachstafeln. Nicht erst mit der erwähnten Umstellung des Schriftwesens vom Papyrus auf das Pergament ist die Codexform aufgekommen; sparsamer in der Ausnützung des Schreibstoffes als die Rolle, ist der Papyruscodex schon im II. Jh. Form christlicher Bücher gewesen (Chester Beatty-Papyri). Die Stärke der Lagen war zunächst extrem unterschiedlich, von einem Doppelblatt bis zu mehr als 50, so daß ein ganzes Buch, etwa ein Evangelium, in einer einzigen Lage untergebracht werden konnte. Im Zeitalter des Pergaments ist eine derartige Anlage noch in irischen Evangeliaren des VIII. Jhs. nachgeahmt (z. B. Fulda, Cod. Bonif. 3). Sonst besteht die regelmäßige Pergamentlage im allgemeinen aus vier Doppelblättern (Quaternio), in vorkarolingischen Hss. seltener aus fünf Doppelblättern. Im späteren MA. werden die Pergament- und Papierlagen stärker. Soweit Fleisch- und Haarseite nicht, wie bei dem insularen Pergament, mit Bimsstein gleichgemacht sind, gehört es zu den Regeln eines geordneten Schriftwesens, daß die homogenen Seiten einander zugewandt sind.

Neben der Zusammenstellung der Lagen aus Doppelblättern zu vier Schriftseiten ist spätestens seit der ersten Hälfte des XIV. Jhs., also mindestens ein Jh. vor der Erfindung des Buchdrucks, auch das Schreiben auf nicht auseinandergeschnittenen Bogen zu acht oder sechzehn Seiten üblich gewesen, wie Makulaturfunde gelehrt haben; die Seiten waren dabei wie beim Druckbogen (in 4° bzw. 8°) angeordnet.

Im allgemeinen wird zusammen mit der Formierung der Lage die Liniierung vorgenommen. Auch dabei gehen die Insularen eigene Wege, indem sie die Lagen erst falten und dann die Punkturen anbringen (also auf jedem Einzelblatt links und rechts) und dann mit dem Griffel liniieren. Die übrigen durchstechen und liniieren die ungefalteten Blätter, so daß jedes einzelne Blatt nur eine senkrechte Reihe von Stichen aufweist, in Hss. bis zum VI. Jh. häufig innerhalb des Schriftspiegels, später üblicherweise am Rande desselben oder am äußeren Rande. Eine besondere sorgfältige antike Methode der Liniierung (zwei mit der Fleischseite nach oben aufeinandergelegte Doppelblätter werden zusammen liniiert, eines davon wird dann umgewendet, so daß in der Lage nur homogene Seiten einander gegenüber stehen) wird am Anfang des IX. Jhs. wiederentdeckt und in einigen der besten karolingischen Schulen, z. B. Tours, angewendet. Vom XII. Jh. ab wird häufig mit Blei, vom XIII. Jh. ebenso mit Tinte liniiert. Die Ordnung der Doppelblätter innerhalb der Lagen wird erst in jüngeren Hss. (saec. XIII ff.) markiert.

Die Lagen werden gezählt, meist am Schluß; die Methoden sind sehr verschieden. Eine weitere Hilfe für den Buchbinder sind die Kustoden (Reklamanten), die unten am Schluß der letzten Seite einer Lage vermerkten Anfangswörter bzw. -silben der folgenden Lage; sie dringen seit dem XII. Jh., wie es scheint, von Italien aus überallhin vor.

Nach vereinzelten Vorläufen erscheint seit dem XII. Jh. verhältnismäßig häufig durchlaufende Blattzählung, in liturgischen und in anderen Hss. seit dem XIII. Jh. auch Seitenzählung oder fortlaufende Zählung der Kolumnen. Eindeutiger

zum Zwecke des Zitierens dient — in Verbindung mit der Foliierung oder Paginierung — bei zweispaltigen Hss. die Numerierung der vier Spalten des aufgeschlagenen Buches. Selbst Zeilenzählung ist in wissenschaftlichen Büchern vorgenommen worden, aber sie scheint auf England, besonders Oxford, von der Mitte des XIII. bis ins frühe XIV. Jh., beschränkt. Als Lesezeichen bedienten sich Leser wie Kopisten drehbarer, an einem Faden verschiebbarer Pergamenträdchen, von denen eine Anzahl aus dem XIII. bis XV. Jh. aufgefunden worden ist.

Lit.: L. SANTIFALLER, Beiträge, S. 162 ff. Schreiben in Bogen: Ch. SAMARAN: *Mélanges en l'honneur de M. Fr. Martroye* (1940), m. Abb.; ders.: *Comptes-rendus de l'Acad. des Inscr. et B.-L.* 1950. Liniierung: E. K. RAND, Studies in the Script of Tours 1 (Cambridge Mass.) 1929 11—18; L. W. JONES: Transactions of the Am. Philol. Ass. 75 (1944) 71—86; ders.: Speculum 21 (1946) 389—403; ders.: Miscellanea Giov. Mercati 6 Studi e Testi 126, Vatic. (1946) 80—92. Blattzählung usw.: P. LEHMANN: ZblfBblw. 53 (1936) 333—361, 411—442 u. MSB. 1939, 9, S. 24—26. Lesezeichen: H. SCHREIBER: Otto Glauning z. 60. Geburtstag II (1938) 97—103 u. ZblfBblw. 56 (1939), 281 ff. m. Abb.

*Format.* Die Größe des Codex hängt häufig nicht nur von dem Umfang des Werkes oder der Werke ab, die er aufnimmt: im selben XIII. Jh. werden die fünfbändige Salemer Bibel (47,5×34 cm, Chroust III, 2, 1/2) und die dreibändige Bibel von Bredelar (ebenso, Chroust II, 24, 2) und andererseits die Pariser Taschenbibeln (vgl. New Paleographical Society, I. ser., II, 217) geschrieben; sie steht auch in Relation zu der Art des Inhalts und zur Bestimmung des Buches, — z. B. als Luxusexemplar, als Reisemissale oder für die Tischlesung. Sie beeinflußt maßgeblich den Schriftgrad, obwohl für bestimmte Buchtypen eigene Traditionen gelten (vgl. u. ‚gotische Textura'). Schon das Frühma. kennt ausgesprochen kleine Formate, z. B. für Taschenevangeliare (irisch: z. B. Cadmug-Ev. in Fulda, Abb.: W. M. LINDSAY, Early Irish Minuscule Script [Oxford 1910] T. 3 u. BAESECKE, Voc. S. Galli, Taf. 2e; ags.: CLA 260), für Regel- und Legescodices (z. B. Ingolstädter Hs. der Lex Baiuvariorum, Faks. von K. BEYERLE, 1927), für gelehrte Notizbücher und Glossare wie die Palimpsesths. St. Gallen 912 und den ‚Vocabularius S. Galli' (Abb. bei BAESECKE, Voc. S. Galli). Im ganzen aber überwiegt Folio in den frühma. Bibliotheken. Es überwiegt auch in den deutschen Büchersammlungen der Fürsten und Herren der Ritterzeit, deren Freude und Stolz auf den Besitz schon das stattliche Äußere der oft bildergeschmückten Bände zum Ausdruck bringt. Eines der stattlichsten dt. Bücher des MA. ist die Jenaer Liederhs. (56×41 cm). In dem böhmischen Kloster Podlasitsch aber wurde im frühen XIII. Jh. der enorme Codex Gigas (89,3×49 cm) geschrieben, der die Bibel und weitere umfangreiche Werke von Josephus, Isidor u. a. vereinigt (jetzt in Stockholm). Im allgemeinen nimmt der Anteil der kleinen Formate im Lauf der Jhh. zu.

Auch das Verhältnis von Höhe und Breite ist von Tradition, Mode und Bestimmung abhängig. Beim antiken Codex bewegt es sich zwischen zwei Grenzformen, dem quadratischen Buch und einem schmalen Hochrechteck. Unter den frühen Pergamentcodices ist ersteres verhältnismäßig häufig, und manche Schreibschulen der Karolingerzeit, z. B. Ferrières und Lorsch, ahmen es nach. Das Hochrechteck nimmt bisweilen geradezu extreme Proportionen bis zu mehr als dreimal soviel Höhe wie Breite an. Der Grund für die Wahl dieses Formates kann ein äußerlicher sein: manche liturgischen Bücher, Sakramentare, Evangeliare, Tropare, Sequentiare u. a., sind im Schmalformat geschrieben, weil sie mit Elfenbeinplatten bekleidet werden sollten, wie erhaltene Stücke und alte Inventare beweisen (vgl. die Bamberger Gradualien A II 54 u. 55: 26,6×11,1 bzw. 27,7×10,9 cm; Tropar aus Regensburg: 28,8×11,7 cm, Chroust I, 3, 5; Vita S. Liudgeri aus Werden: 30×12,5 cm, ebd. II. 23, 4). Ebenso können ästhetische Momente maßgebend sein, wie bei den sehr schmalen einspaltigen Dichterhss. des XI. bis XIII. Jhs. (z. B. CHATELAIN, Paléographie des classiques latins, T. CLXII Statius saec. XI, XCII Ovid saec. XII), oder praktische, wie bei Schauspieltexten (z. B. Trierer Theophilus 29×10,5 cm). Auch spätma. Rechnungsbücher sind, wohl in Analogie zu den für Abrechnungen gebrauchten Wachstafeln, in der Regel sehr schmal. Die Beachtung der Formate ist nicht nur von buchgeschichtlichem Interesse; sie kann auch über die Stellung des Buches im Leben seiner Zeit Aufschlüsse geben. Größere Regelmäßigkeit in der Staffelung der Formate und Proportionen bringt erst das Zeitalter des Papiers.

Lit.: E. A. LOWE: Classical Quarterly 19 (1925) 197—208 u. 22 (1928) 43—62. Schmalformat: K. CHRIST: ZblfBblw. 60 (1943/4) 56.

*Seiteneinteilung.* Die traditionsgebundenen Regeln des Buchwesens erstreckten sich auch auf die Einteilung der Seite und auf die ausgewogene Verteilung von Schriftraum und Rand. Daß man wenigstens in guten Skriptorien genauere Vorschriften befolgte, zeigt eine aus dem IX. Jh. erhaltene Anleitung (E. K. RAND, Studies in the Script of Tours II [Cambridge Mass. 1934] 87 f.). Dabei ist die häufige, aber für die Codexform auffällige Einteilung des Schriftraums in zwei, und vereinzelt in drei oder vier Kolumnen wohl eine Reminiszenz aus dem Papyruszeitalter.

Eine besondere Aufteilung machten Hss. erforderlich, die einen Text und in gesondertem Schriftraum die dazugehörige Auslegung enthalten. Das frühma. Schema dafür besteht darin, daß man sie in eigenen Kolumnen nebeneinanderstellt, die nach Bedarf verschieden breit bemessen und enger oder weiter liniiert werden, zum Schreiben mit verschiedenem Schriftgrad. Schon in karolingischer Zeit gibt es derartige Hss. nicht nur mit je einer Kolumne für Text und Glossen (vgl. Chroust II, 2, 4: Tegernseer Psalter saec. XI), sondern auch glossierte Psalterien mit Glossenkolumnen links und rechts und mit doppelter Zeilenzahl (z. B. Frankfurt a. M., StB. Ausstellung: Fulda saec. IX in.). Nach diesem Schema hat Williram sein Hohes Lied eingerichtet (Petzet-Glauning 15 = Eis 16; Chroust II, 11, 6b); in der Lambacher Hs. saec. XII. ist das komplizierte Nebeneinander zugunsten des einfachen Nacheinander aufgegeben (G. SWARZENSKI, Die Salzburger Buchmalerei [1908] Abb. 413, 417, 420). Seit dem XII. Jh. herrscht das Streben, Text und Kommentar, durch den Schriftgrad unterschieden, zu einem geschlossenen Schriftblock zu vereinigen. Dies Ziel ist nach mancherlei Versuchen und vielleicht nach dem Vorbild griechischer Kommentarhss. am vollkommensten in den zweispaltigen Universitätshss. des römischen und kanonischen Rechts erreicht, in denen der Kommentar den Text symmetrisch umgibt, eine Anordnung, die der Frühdruck übernimmt (*cum textu incluso*).

Die Schreibung rhetorischer Einheiten, *per cola et commata*, ist, wie in alten Bibelhss., im Tatian (BAESECKE, Abrogans, T. 8; Eis 8) beobachtet. Metrische Formen sind auch im Schriftbild gewahrt worden, soweit nicht ihr Verständnis verloren ging (wie bei Plautus und Terenz). Bei Otfrid und im ‚Ludwigslied' sind diese in der zeilenweisen Schreibung der Verse nachgeahmt. Sonst aber werden stabende und reimende Dichtungen vor dem XIII. Jh. regelmäßig wie Prosa geschrieben, und die Zeilen höchstens durch Interpunktion angedeutet. Die lateinische Dichtung des XII. Jhs., in der die paarweise gereimten Hexameter nicht selten sind, und die höfische Dichtung in Frankreich sind der dt. Dichtung wohl darin vorangegangen, die Reimzeilen auch in der Schreibung auszudrücken, was im dt. Schriftwesen im XIII. Jh. in Aufnahme kommt. Aus franz. Epenhss. des XIII. Jhs., wie sie z. B. Rudolf von Ems bekannt gewesen sein müssen, stammt wahrscheinlich auch die sehr ansehnlich wirkende Einteilung der Seite in drei Spalten, die in Hss. mhd. und mnld. Epik aus dem XIII. und XIV. Jh. sich des öfteren findet, während sie in lat. Dichterhss. nie, in lat. Prosa im späteren MA. äußerst selten begegnet (z. B. Clm 826, Wien 12600): Wolfram, Parzival: Cgm 19 (Petzet-Glauning 33), Zürich Car. C 182 und Arch. C. VI. 1, VI (6) (Parz. und Gottfried von Straßburg); ders., Willehalm: Heidelberg, Heidelb. 362a, no. 85; Rudolf von Ems, Weltchronik: Heidelberg, Pal. germ. 146; ders., Wilhelm von Orense: Donaueschingen 74 und 76; Ulrich von Türheim, Rennewart: Berlin, Germ. fol. 1013 und 923, 30 (Abb.: DTdMA. 39); Judith, Daniel usw.: Stuttgart HB XIII Poet. germ. 11 (Abb.: DTdMA. 19 und Altdt. Textbibliothek 18); Heinrich von München: Cgm 7330 (von 1394, Abb.: P. GICHTEL: Die Weltchronik Hs. v. M. in der Runkelsteiner Hs. [1937] Beil. III); Garin le Loherain, mnld.: Cgm 198 und Gießen Cod. germ. XCVIII (Petzet-Glauning 44); (dreispaltige franz. Epenhss. vgl. z. B. Recueil de facsimilés à l'usage de l'Ecole des Chartes, T. 762 und Nouv. Sér., T 291; engl. Beispiel: Oxford, Bodl. Vernon I). Noch einmal aufgenommen wurde die Anlage dieser schönen mhd. Epenhss., als der kaiserliche Sekretär Johannes Ried für Maximilian die Ambraser Hs. zusammenschrieb (Abb. bei C. WEHMER: Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik, H. 1 [1939] S. 47; Koennecke, S. 26; O. JANDA: ZblfBblw. 56, 1939, T. 1). Der Laune der Schreiber verdanken Schriftfiguren ihr Dasein.

Lit.: Schriftfiguren: P. LEHMANN: Zs. für Buchkunde 1 (1924) 74 ff.

*Einband.* Zum fertigen Buche gehört ordnungsgemäß der Einband, der den Schutz des Textes gewährleistet. Die Mehrzahl der ma. Hss. dürfte nicht mehr ihren ursprünglichen Einband tragen, sondern ein oder sogar mehrere Male neugebunden worden sein. Immerhin sind jetzt selbst soviele frühma. Einbände bekannt geworden, daß die Geschichte des ma. Bucheinbandes in den wesentlichen Linien klargestellt ist. Durch alle Epochen bestehen drei Haupttypen nebeneinander: der Prachteinband, der lederüberzogene Holzdeckelband und die einfache Leder- oder Pergamenthülle. Auf Prachteinbänden, die ausschließlich den feierlichsten liturgischen Büchern gegeben wurden, ist, angefangen mit dem von der Langobardenkönigin Theodolinde gestifteten Deckel eines Evangeliars in Monza, das Kostbarste vereinigt, das zum Schmuck dienen konnte: Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, antike Gemmen und Kameen; Elfenbeinschnitzereien, Treib- und Schmelzarbeiten, gravierte und ausgeschnittene Silberplatten sind darauf angebracht.

Am häufigsten ist der feste, lederüberzogene Holzdeckelband, der vielfach Metallbeschläge als Eck- und Mittelstücke und an den Schließen trägt, und mit dem das Endstück der Kette verbunden

ist, die das Buch an seinen Ruheplatz schließt. Zu verschiedenen Zeiten: im IX. und X. Jh., im XII. und XIII. Jh. und dann wieder im XV. Jh. haben viele Werkstätten den Lederüberzug durch blind eingepreßte, oft charakteristische Stempel verziert; diese Stempel können zuverlässige Aufschlüsse über die Geschichte der Hss. geben, wie überhaupt die Einbandkunde eine wichtige Hilfswissenschaft für die Handschriftenkunde ist. Spätma. ist die Kunst des Lederschnitts. Aus der gleichen Zeit stammen die praktischen Buchbeutel, Einbände für kleine Gebetbücher mit unten lang herabhängendem Leder, an dem das Buch getragen und am Gürtel befestigt werden konnte. Auf die einfachste Art wurde das Buch durch einen bloßen Leder- oder Pergamentumschlag geschützt. Solche bescheidenen frühma. Umschläge sind aus Fulda — einer mit dem eingeritzten Titel in Runen — und aus der Reichenau erhalten. Später werden sie weniger für literarische Texte als für Kopialbücher, Rechnungsbücher u. ä. verwendet, aber die spätma. Bezeichnung *ligaturae more studentium* weist auch auf einen anderen Bezirk, in dem sie verbreitet sind. Wichtig ist es, auf die Einbandmakulatur und bei Papierhss. auch auf Pergamentfalze zu achten, die die Heftung sichern; nicht selten sind Handschriftenfragmente dazu verwendet.

Lit.: H. LOUBIER, Der Bucheinband von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jhs., [3]bearb. v. I. SCHUNKE (1956); E. PH. GOLDSCHMIDT, Gothic and Renaissance bookbindings (London 1928); H. SCHREIBER, Einführung in die Einbandkunde (1932); ders.: Reallexikon zur dt. Kunstgeschichte 2, Sp. 1361—84; G. D. HOBSON: The Library 1938, S. 202 bis 249; E. KYRISS: ZblfBblw. 63 (1949), S. 192—205; ders., Verzierte gotische Einbände im alten dt. Sprachgebiet (1951/54); P. LEHMANN: MSB 1925, H. 3, S. 12 ff. Ablösen von Fragmenten: A. DOLD: Festschrift für Wolfgang Stammler (1953), S. 29 f.

*Rotuli.* Die ma. Roteln aus Pergament unterscheiden sich von der antiken Buchrolle grundsätzlich durch die Schreibrichtung. Man schreibt nicht mehr in Kolumnen den langen Rändern parallel, sondern wie z. B. bei den ravennatischen Papyrusurkunden folgen die Zeilen den Schmalseiten. Eine lat. liturgische Pergamentrolle stammt bereits aus dem VIII. Jh. (CLA 371), aus der Zeit Ludwigs des Deutschen die Lorscher Litanei (Frankfurt a. M. StB.); durch ihre Bilder, die, kopfständig zur Schrift, vor der Gemeinde abgerollt wurden, während der Diakon die Liturgie der Osternacht sang, sind die Exultet-Rotuli des beneventanischen Schriftgebiets merkwürdig. Als besonders geeignet erwiesen sich Roteln für die verbreiteten stammbaumähnlichen Kompendien der biblischen Geschichte, für Welt- und Landeschroniken und Genealogien. Im Bühnenwesen hat die Rolle die bleibende Bezeichnung des dem Schauspieler zufallenden Parts hinterlassen; erhalten sind aus diesem Bereich die Rolle des Osterspiels von Muri (XIII. Jh., fragm.), die Frankfurter Dirigierrolle des Baldemar von Peterweil (um 1350) und die Rolle des vierten Grabeswächters in Sulmona (XIV. Jh.). Von den Rollen lyrischer Dichtungen, die Bilder der Liederhss. so oft in der Hand der Dichter zeigen, existiert in Deutschland noch der Münchener gereimte Liebesbrief (Petzet-Glauning 54). Stellt man zusammen, was sonst noch auf Rollen geschrieben wurde, so scheint es, daß Pilger und andere wenig seßhafte Leute sich gern dieser handlichen Form bedienten. So gibt es Rotuli von ‚*Mirabilia Romae*' (Manchester JRL 71; St. Gallen 1093; Stuttgart Hist. 459) und ‚*Peregrinationes terrae sanctae*' (J. Rosenthal, Bibliotheca medii aevi manuscripta II no. 173), ferner medizinische und alchimistische Rollen (Cgm 174; Kassel, Medic. 8° 11; Bern, Grafen von Mülinen; Göttingen, Dt. Seminar III, 31), weiterhin die Wappenrollen zum Gebrauch der Herolde (Züricher W., saec. XIV, u. a.) und die Zunftrollen. Typisch sind auch die Totenroteln, die in den Orden von Ort zu Ort geschickt wurden, und die jahrhundertelang außer den Todesanzeigen und den Einträgen der aufgesuchten Klöster deren Beileidsgedichte aufnahmen. Auch für Zins- und Güterverzeichnisse fanden sie praktische Verwendung. Als weitere ungewöhnliche Formen von Schriftwerken seien gefaltete Amulette und Kalender erwähnt.

Lit.: WATTENBACH, Schriftwesen[3], S. 150—174; L. SANTIFALLER, Beiträge, S. 153—162; A. PFAFF, Aus alten Kalendern (1945).

*Tabulae.* Bei den Tabulae, die nur in geringer Zahl erhalten sind, handelt es sich um große, auch zusammengenähte Pergamente, die auf Rahmen aufgespannt oder auf Holztafeln befestigt waren. Sie fanden wohl vor allem in den Schulen beim Lese- und Rechenunterricht Verwendung. Daher kommt es wahrscheinlich, daß die Schulfibel des Spätma., die die gewöhnliche Buchform hatte, die Bezeichnung *tabula* trug. Auch Kloster- und Weltchroniken sind in dieser Form angelegt (z. B. Berlin Lat. fol. 325, vgl. Rose no. 876).

Lit.: G. H. GEROULD: Speculum 1 (1926) S. 439 ff.; FL. A. FELDHAM; ebd. 3 (1928) S. 240; B. BISCHOFF: Classical and Mediaeval Studies in honor of E. K. Rand (New York 1938) S. 10 f.

*Urkunden und Briefe.* Auf keinem anderen Gebiet des Schriftwesens herrschen so viele besondere Traditionen wie auf dem des ma. Urkundenwesens, das sich aus römischen Formen der Beurkundung und Beglaubigung entwickelt. Auch wo es in germanische Hände übergeht, werden nicht nur im Formular, sondern auch im Äußeren Merkmale antiker Urkunden festgehal-

ten. Dazu gehören die Verwendung des Papyrus für die Diplome der Merovinger bis ins VII. Jh., in dem dann das Pergament an die Stelle tritt, und eigenhändige Grußformeln oder die Unterschrift des Ausstellers. Die eigenhändige Unterschrift, die die merovingischen Könige noch leisten konnten, wurde seit Pippin durch eine bloße Ergänzung eines Kreuzes oder den Vollziehungsstrich im Monogramm des Königsnamens ersetzt. Schon die merovingischen Königsurkunden sind außerdem durch das aufgedrückte Wachssiegel beglaubigt. Die äußere Form ist die im ganzen MA. für Urkunden normale, nämlich das einseitig beschriebene Blatt. Neben den mit verlängerter Schrift geschriebenen Diplomen bediente sich die Kanzlei, für den allgemeinen Schriftverkehr und die Rechtspflege einfacherer Urkundenformen, die dem Brief oder der Privaturkunde verwandt sind, auch im Verzicht auf die verlängerte Schrift. Von der Stauferzeit an wird die Ausstattung der Diplome abgestuft, und es treten vor allem zwei Klassen königlicher Briefe *(litterae patentes* und *l. clausae)* heraus.

Als direkte Ausläufer römischen Urkundenwesens nehmen die ravennatischen Urkunden auf Papyrus eine Sonderstellung ein. Die Überlieferung der frühma. Privaturkunden ist sehr spärlich. Nur das Archiv von St. Gallen, dessen Originalurkunden mit 744 beginnen, bildet eine kostbare Ausnahme. Im übrigen hängt die Überlieferung der frühma. Privaturkunden hauptsächlich von den wertvollen Kopiensammlungen (Traditionsbüchern u. a.) ab, die schon im IX. Jh. von Kirchen und Klöstern zur Sicherung ihres Besitzes angelegt worden sind und laufend weitergeführt wurden, zumal in den Zeiten der „Schriftlosigkeit" (X. und XI. Jh.) und des Zeugenbeweises, in denen statt der Ausfertigung einer formalen Urkunde eine *notitia* (Einzelakt) oder auch nur die Eintragung einer solchen in den Traditionscodex oder selbst z. B. in ein Evangeliar als ausreichend galt.

Neue Formen der gesicherten und beglaubigten Urkunde waren das Chirographum und die private Siegelurkunde. Bei jenem wurde der Urkundentext zwei- oder dreimal auf einem zusammenhängenden Blatt ausgefertigt; zwischen die Texte wurde *CIROGRAPHUM* oder ein anderes Wort geschrieben und das Pergament dann an dieser Stelle durch das Wort hindurch gerade oder im Zahnschnitt geteilt (Arndt-Tangl[4] 87). Das Chirographum stammt aus England und hat sich seit dem X. Jh. auf dem Festland verbreitet; ähnliche Formen der Beglaubigung haben sich bis in die Neuzeit erhalten. Die Beglaubigung der Urkunde durch das Siegel, die bei den Königsurkunden üblich war, ist bei nichtköniglichen Urkunden seit dem X. Jh. nachweisbar. Allgemeinste Anwendung findet sie seit dem XII. Jh. Unter Friedrich I. führt die kaiserliche Kanzlei den Brauch ein, das Wachssiegel anzuhängen statt aufzudrücken, was für Metallsiegel (Bullen) seit deren erster Verwendung an Diplomen im IX. Jh. das Gegebene gewesen war.

Im Spätma. herrscht neben der privaten Siegelurkunde das Notariatsinstrument vor. Es entsteht unter dem Einfluß des römischen und kanonischen Rechts; die Urkunde wird von dem Notar durch seine Unterschrift und sein Zeichen (Notariatssignet) beglaubigt, in Deutschland außerdem noch häufig mit einem Siegel versehen. Deutsch kommt seit der 1. Hälfte des XIII. Jhs. als Urkundensprache zur Anwendung: die älteste dt. Privaturkunde (Wilhelm Nr. 5c) stammt von 1238, die älteste dt. Königsurkunde (Wilhelm Nr. 7) von 1240. Doch wird der Gebrauch des Deutschen noch 1275 von Konrad von Mure nur mit Einschränkungen zugelassen (Quellen u. Erörterungen z. bayer. u. dt. Geschichte IX, 1 [1863] S. 473).

Der ma. *Privatbrief* war ein gefaltetes Pergamentblatt, das mit einer durchgezogenen Schnur oder einem Pergamentstreifen geschlossen wurde; auf diese wurde das Siegel gedrückt. Im Spätma. ist die Verwendung von Papier allgemein.

Lit.: H. BRESSLAU—H. W. KLEWITZ, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien[2] I/II (1912—31); FR. WILHELM, Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300 (1932 ff.); H. HIRSCH: MIÖG. 52 (1938) 227 ff. - Briefe: C. ERDMANN: Deutsches Archiv 3 (1939) S. 424 ff.

### 3. Die Schreiber und das Schreiben. Miniatoren

Noch die Spätantike kennt den Buchhandel und den berufsmäßigen Schreiber und Hersteller von Büchern. Im VI. Jh. wird, höchstwahrscheinlich in Ravenna, der Orosius der Laurenziana (CLA 298) geschrieben, mit der Subskription: *Confectus codex in statione Viliaric antiquarii*, also in der Offizin eines Ostgoten, dessen Identität mit dem *Viljarith bokareis* einer Ravennatischen Urkunde vom Jahr 551 vermutet werden darf. Auch bei den Rechtsschulen des Westens (wohl hauptsächlich Lyon) wie denen des Ostens (Konstantinopel) scheint noch im VI. Jh. die berufsmäßige und sogar offiziöse Vervielfältigung der Gesetzbücher, des Codex Theodosianus bzw. Iustinianus, üblich gewesen zu sein. Zugleich aber bahnt sich im VI. Jh. schon entschieden der Übergang des Bücherhandwerks in geistliche Hände, der Mönche vor allem, an. Cassiodor empfiehlt in den *'Institutiones'* seinen Mönchen das Schreiben als verdienstvolles Werk; so wird es zur asketischen Übung. Vom VI. bis ins XII. Jh. ist zwei-

fellos der allergrößte Teil der Hss. in Klöstern und Stiften geschrieben worden; am ehesten mag man für Rechtshss. die Fertigung durch Laien, Notare und Gerichtsschreiber, annehmen.

In der Karolingerzeit, in der die Bücherproduktion gewaltig anwächst, waren die Skriptorien Herzstücke der Klöster; besonders in Corbie, wo im späten VIII. Jh. der *'Liber Glossarum'* vervielfältigt wurde, und in St. Martin in Tours, von wo aus die einbändigen Bibeln verbreitet wurden, müssen große Schreibergemeinschaften am Werk gewesen sein. Häufig sind die Lagen zum Zwecke gleichzeitigen Arbeitens verteilt worden, und unauffällige Vermerke bestätigen diese Arbeitsteilung. Das geschah auch, wenn ein Werk rasch kopiert werden mußte (z. B. die Bamberger Bebo-Hs. von 1021; Chroust I, 21, 1). Auch in einzelnen Frauenklöstern wurde das Schreiben neben den üblichen Handfertigkeiten besonders gepflegt, so schon um 800 in der bedeutenden Abtei Chelles bei Paris (hier wurden geschrieben Köln, Dombibl. 63, 65, 67: Chroust II, 6, 10; L. W. JONES, The script of Cologne from Hildebald to Hermann [Cambridge Mass. 1932] Taf. 67—71; jüngere Codices von Nonnenhand sind z. B. die Münchener Hrotsviths. (Koennecke S. 14) und der 1870 in Straßburg verbrannte *'Hortus deliciarum'* der Herrad von Landsberg. In ihrer Klause schrieb die „arme Engelbirn" (Petzet-Glauning 21).

Eine eigene Klasse von Berufsschreibern kam mit der Organisation der ma. Universitäten um 1200 auf. Zur Wahrung der Zuverlässigkeit der an den Universitäten benötigten Texte wurden revidierte Normalexemplare hergestellt, die bei den vereidigten Stationarii hinterlegt wurden. In Lagen von je zwei Doppelblättern *(peciae)* aufgelöst, wurden diese an Berufsschreiber zur Herstellung von Kopien ausgegeben, die von Universitäts wegen überprüft wurden; die Entlohnung der Arbeit erfolgte auf Grund der Pecien. Auch die ältesten dt. Universitäten übernahmen die Einrichtung des Stationariats, die hier jedoch nicht mehr die Bedeutung wie in Bologna, Paris, Oxford und Neapel erlangte; vielmehr wurde in Deutschland die Universitätsliteratur vorwiegend von den Studenten selbst nach Diktat der Magister und Bakkalare geschrieben.

Das Schreiben ist aber im Spätma. nicht mehr wie bis zum XII. Jh. ausschließlicher Besitz der lateinisch gebildeten Schichten. Die Stellung der Schrift in der Kultur, die „Schriftlichkeit" der Kultur, wird eine andere. Religiöse, z. T. außerkirchliche Bewegungen tragen den Wunsch, des Lesens und der Schrift mächtig zu werden, in die Kreise der Laien. Auch das Interesse an der dt. Literatur wirkt in gleicher Richtung; die dt. Dichtung ist vielfach von Gelegenheitsschreibern an Fürstenhöfen und auf Herrensitzen abgeschrieben worden, und zahlreiche Unterschriften nennen Schreiber, Auftraggeber und Entstehungsort. Der gesteigerte Handel und der Übergang zur Geldwirtschaft machen eine Buchführung der Kaufleute erforderlich. Der Schreibunterricht wird allgemeiner, und ein Buchgewerbe mit neuen Aufgaben richtet sich in den Städten ein. In diesem nehmen die Brüder vom gemeinen Leben (Fraterherren) einen bedeutenden Platz ein, deren erstes Haus in Deventer im Jahre 1386 gestiftet wurde. Im Abschreiben von geistlichen Schriften, vorzüglich von solchen in der Landessprache, und Werken der Kirchenväter sehen sie ihren Beruf und erwerben ihren Unterhalt damit. Ihre Tätigkeit verschaffte ihnen den Namen *broeders van de penne.* Sie und die ihnen geistesverwandten Windesheimer verbreiteten sich weit über Norddeutschland; zu diesen gehörte Thomas a Kempis, von dem in Darmstadt eine eigenhändig geschriebene lat. Bibel erhalten ist (Abb.: H. ROST, Die Bibel im MA. [1939] S. 27).

Auch in Süddeutschland bildet sich ein festes Buchgewerbe aus. Aus verschiedenen südwestdeutschen Städten sind Werkstätten bekannt, in denen besonders dt. Bücher geschrieben und z. T. auch illuminiert wurden: aus Straßburg (1418—21 rd. 10 Hss.) und Konstanz (Hss. der Richental-Chronik von Gerhard Dacher); von der Werkstatt des Diebold Lauber in Hagenau (1425—1467) sind über 50 Hss. und zwei Verlagsverzeichnisse erhalten. Einer schwäbischen Werkstatt der 70er und 80er Jahre, mit dem Schreiber Ludwig Henflin, gehören rd. 10 Hss. Aus der Produktion dieser Werkstätten und den Subskriptionen der dt. Hss. überhaupt ergeben sich Rückschlüsse auf den Geschmack der Käuferkreise: im Elsaß, der Pfalz und am Oberrhein werden Heldenepen und Prosabearbeitungen bevorzugt, in Bayern und Österreich Lehrgedicht, Didaktik und Fabeln, in Schwaben beides, während in Niederdeutschland fast nur religiöse Literatur, Chroniken und Rechtsbücher geschrieben werden.

Neben diesen Verlagen handschriftlicher Bücher arbeiten auf eigene Rechnung bürgerliche Schreiber, die im XV. Jh. häufig als *cathedrales* oder „Stuhlschreiber" bezeichnet werden, und die auch für Klöster größere Folianten geschrieben haben, wie Heinrich Molitor für Scheyern und Tegernsee. Auch Frauen sind als Schreiberinnen tätig gewesen, z. B. Klara Hätzlerin in Augsburg. Unter den klösterlichen Schreibern nimmt der Benediktiner Leonhard Wagner von St. Ulrich und Afra in Augsburg († 1522) eine besondere Stellung ein, da er wie ein echter Schreibmeister in der für Maximilian bestimmten *'Proba scripturarum'* 100 Schriftarten sammelte bzw. erfand.

Im allgemeinen bezeichnet jedoch „Schreibmeister“ die Schreiblehrer aus dem Laienstande; durch große Blätter mit Schriftmustern, von denen einige erhaltene uns wichtige Kenntnisse ma. Schriftterminologie vermitteln, warben sie für ihre Kunst. Es waren noch Meister ma. Schriftkunst, die für die Letternschneider der Frühdruckzeit die Vorlagen schrieben, wie Heinrich Molitor für Günther Zainers Typen. Dann gab der Buchdruck dem handschriftlichen Buchgewerbe den Todesstoß. Vergebens pries Johannes Trithemius das Abschreiben als mönchische Arbeit; es war sinnlos geworden. Nur der Stand der Schreibmeister lebte in der Neuzeit fort.

Über die *Technik des Schreibens* sagen die literarischen Quellen so gut wie nichts. Schreiberbilder, Evangelistenbilder im besonderen, illustrieren in großer Zahl die Handhaltung: mit drei ausgestreckten Fingern *(tres digiti scribunt)* und zwei eingeschlagenen, die Hand nur auf dem kleinen Finger ruhend, — ohne Aufstützen des Unterarms. Während die Haltung der Feder und der Federschnitt in den Zeiten und nach den großen Schriftgebieten gewechselt haben, wie die physiologische Analyse der Schrift zeigt, ist diese von modernem Schreiben grundsätzlich unterschiedene Unterstützung der Schreibhand bis zu den Schreibmeistern des XVI. Jhs. dieselbe geblieben. Am Ende ihrer Arbeit haben die Schreiber sich oft in frommen und oft in sehr weltlichen Versen und Nachschriften Luft gemacht.

Der *Schreibunterricht* war hart, sein Ergebnis eine meist unpersönliche Schulschrift; dem widerspricht nicht, daß so manches erhaltene Autograph eines ma. Schriftstellers den Reiz des Persönlichen und der Einmaligkeit ausstrahlt (vgl. P. LEHMANN, Erforschung des MAs. [1941] S. 359—380; B. BISCHOFF: Aus der Welt des Buches, ZblfBblw, Beih. 75, S. 30—48). Über den Aufbau des Unterrichts läßt sich aus Federproben manches ablesen. Im Zeitalter der Schreibmeister wurden die Buchstaben nach ihren Bausteinen, den „Zerstreuungen“, klassifiziert, die einzeln geübt wurden. Für den Unterricht im Gebrauch der Abkürzungen sind schon im MA. elementare schriftliche Anweisungen zusammengestellt worden; die einläßlichste der erhaltenen stammt vielleicht aus den Kreisen der Brüder des gemeinen Lebens. Den Abschreibern dt. Bücher wird in spätma. Äußerungen Genauigkeit besonders ans Herz gelegt.

Einfacher *Buchschmuck*, z. B. mit der Feder gezeichnete Initialen, konnte vom Schreiber selbst eingesetzt werden. Je mehr aber die ma. Buchkunst sich der Malerei bediente und besondere Techniken erforderte, um so häufiger wird die Ausschmückung eigenen Meistern vorbehalten gewesen sein, und in Subskriptionen ist der Arbeit des Buchmalers nicht selten eigens gedacht. Einzelne Künstler sind an verschiedenen Orten zu verfolgen, so der ottonische Gregorius-Meister.

Der Schreiber bemerkt für die spätere Illuminierung, was in dem ausgesparten Raum dargestellt werden soll (so schon in den Quedlinburger Itala-Miniaturen saec. V.; häufig im späteren MA.), ebenso wie die farbig einzusetzenden Initialen und Überschriften in feiner Schrift, vielfach am äußeren Rande, vorgemerkt werden. Musterbücher haben die Illustration erleichtert und ikonographische Typen verbreitet. Initial- und Versalienalphabete wurden von den Schreibmeistern auf ihre Werbeblätter aufgenommen, die wohl auch in der Anfertigung schablonenmäßiger Bordüren unterrichteten. Im Spätma. sind illustrierte Hss. im organisierten Werkstättenbetrieb hergestellt worden, z. B. bei Diebold Lauber in Hagenau.

Lit.: Schreiber: WATTENBACH, Schriftwesen[3], S. 416 ff. - Stationariat: J. DESTREZ, La pecia dans les manuscrits universitaires du XIIIe et du XIVe siècle (Paris 1935); K. CHRIST: ZblfBblw. 55 (1938) S. 1—44. - Brüder vom gemeinen Leben u. Windesheimer: B. KRUITWAGEN, Laatmiddeleeuwsche Palaeografica, Palaeotypica, Liturgica, Kalendalia, Grammaticalia ('s-Gravenhage 1942) S. 23-78. - Diebold Lauber: R. KAUTZSCH: ZblfBblw. 12 (1895) u. W. FECHTER: ebd. 55 (1938), S. 121-146; Leonhard Wagner: C. WEHMER: Beiträge zu Inkunabelkunde, N. F. 1 (1935) S. 78 bis 111 u. 2 (1938) S. 153—167; Heinrich Molitor: C. WEHMER a. a. O. 2, S. 108—127. - Auftraggeber und Leser: H. WEGENER: Ma. Hss., Festgabe f. H. Degering (1926) S. 316 ff.; H. HAJDU: Lesen und Schreiben im Spätm. (Pécs 1931); W. FECHTER, Das Publikum der mhd. Dichtung (1935); W. SCHMIDT, Die vierundzwanzig Alten Ottos v. Passau (1938) S. 298 ff., bes. S. 308 f. Anm.. - Schreibmeister: C. WEHMER: Archiv f. Buchgewerbe u. Gebrauchsgraphik 1939, S. 37—58; ders.: Miscellanea Giov. Mercati 6 (Studi e Testi 126, Vatic. 1946) S. 147—161; B. KRUITWAGEN, a. a. O., S. 1—22. - Schreiben: H. FICHTENAU, Mensch und Schrift im MA. (Wien 1946) S. 58 ff., 166 Anm. - Schreiberverse: WATTENBACH, Schriftwesen[3], S. 494 ff.; J. KLAPPER: Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde 19 (1917) S. 1 ff.; L. THORNDYKE: Speculum 12 (1937) S. 268; G. PFANNMÜLLER: Nunquam retrorsum. Beiträge z. Schrift- und Buchkunde als Ehrengabe f. Albert Schramm (1930) S. 71 f. - Schreibunterricht: B. BISCHOFF: Classical and mediaeval Studies in honor of E. K. Rand (New York 1938) S. 9—20; ders.: Ein neuentdeckter Modus scribendi d. XV. Jhs. aus der Abtei Melk (1939) (engl. Bearbeitung: S. H. STEINBERG, A fifteenth century Modus scribendi from the abbey of Melk, Cambridge 1940); S. H. STEINBERG: Speculum 16 (1941), S. 210—215; St. HAJNAL, *L'Enseignement de l'écriture aux universités médiévales* (Budapest 1954). - Abkürzungslehren: P. LEHMANN, Sammlungen u. Erörterungen lat. Abkürzungen in Altertum u. MA.: Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Abt., N. F. 3 (1929, zu Text no. 3: B. KRUITWAGEN, a. a. O. S. 43 f.) - Abschreiben dt. Bücher: E. SCHRÖDER: ZfdA. 63 (1926) S. 128; W. STAMMLER, Prosa der dt. Gotik (1933) no. 7; J. LECHNER, Die spätm. Handschriftengeschichte d. Benediktinerinnenabtei St. Walburg/Eichstätt (1937),

S. 89 f. - Miniatoren: WATTENBACH, Schriftwesen[3], S. 344—386; A. BOECKLER—H. WEGENER: Reallexikon zur dt. Kunstgeschichte 2, Sp. 1420—1524.

## II. Geschichte der lateinischen und deutschen Schreibschrift bis zum Ende des Mittelalters

### 1. Die römischen Schriftarten

*a) Capitalis*

Die lateinische Schrift hat zuerst in den Inschriften der frühen Kaiserzeit eine unvergängliche Gestaltung erfahren. Diese *scriptura monumentalis* freilich, mit ihren an- und abschwellenden Rundungen, ihren festgegründeten, sicher ruhenden Hasten und ihren Sporen, die im großen Alphabet der lateinischen Druckschrift fortlebt, ist keine Schreibschrift mehr, wenn auch der lateinischen Schreibschrift ein rein epigraphisches Schriftwesen vorausgegangen sein dürfte. Dagegen hat eine zwanglosere, schmälere Schrift, die seit dem I. Jh. v. Chr. neben der Monumentalis in Inschriften erscheint, mit einem einfachen Wechselspiel von Haar- und Schattenstrichen ihr genaues Gegenstück in der Schreibschrift. Sie kann ebenso mit dem Pinsel auf die Wand geworfen wie mit der gespaltenen Feder geschrieben werden; *scriptura actuaria* der Epigraphik, ist sie die *Capitalis rustica* kalligraphischer Hss. (CLA 385, 386, 387: herkulanensische Papyri, vor 79 n. Chr.). Die Rustica hat gefällige, harmonische Formen und einen klaren graphischen Aufbau; sie muß jahrhundertelang die Schrift der römischen Kalligraphie gewesen sein. Im IV. und V. Jh., mit denen dank dem Übergang des Schriftwesens vom Papyrus zum Pergament die abendländische Überlieferung einsetzt, treten schon andere Schriftarten mit ihr in Konkurrenz, und sie scheint mehr und mehr auf die Verwendung für Klassikertexte zurückgedrängt zu werden, von der traditionsstolzen Schicht des Römertums vielleicht bewußt festgehalten. Wie die üppigere *Capitalis quadrata,* die eine künstliche Nachahmung monumentaler Capitalis ist, ist sie für Luxushss. der Dichter verwendet worden, daher wohl ihr Name *litterae Virgilianae.* Als die klassische römische Schrift, als dekorative Schrift für Reinschriften, zuletzt noch als traditionelle Schrift des römischen Buchhandels ist die Rustica bis in das späteste Altertum am Leben geblieben und hat ihre Form, von geringfügigen Schwankungen bei einzelnen Buchstaben (G, H, K) abgesehen, unverändert bewahrt. Mit dem Erlöschen der weltlichen römischen Kultur im VI. Jh. stirbt sie aus; die historisierende Karolingerzeit aber nimmt sie als Auszeichnungsschrift wieder in den Kanon der Schriftarten auf nach ags. Vorgang.

*b) Ältere und jüngere römische Kursive*

Außerhalb der angedeuteten formerhaltenden Bereiche hatte die Schrift inzwischen in der Fortentwicklung als Kursive größte Veränderungen durchgemacht. Schon ungefähr gleichzeitig mit dem Einsetzen unserer ältesten nicht inschriftlichen Denkmäler am Ende des I. vorchristlichen Jhs. zeigt sie sich da, wo sie dem Alltag dient, und selbst in literarischen Hss. von einer unaufhaltsamen Wandlung ergriffen; diese ist von einer Beschleunigung des Schreibens ausgelöst und folgt dessen natürlicher Dynamik. Vereinfachung und andersartige Zusammenfassung der Bausteine der Einzelbuchstaben (Richtungsänderung), Verlagerung der Intensität, Verbindung von Buchstaben, die die Richtungsänderung begünstigt, Mitschreiben der „Luftlinien" — Erscheinungen, die auch in anderen Epochen der Schriftgeschichte Einzelformen und Schrifttextur beeinflussen — begleiten die organische Geschichte der Kursive. Eine besonders große Veränderung zeigen die lateinischen Papyri seit dem Ende des III. Jhs. Die Schrift ist nun vorwiegend schmal und aufgerichtet, so daß die nunmehr ausgebildeten Oberlängen von b, d, h, i, l und Unterlängen von g, p, q über und unter die Zone der Buchstaben mittlerer Länge hinausragen. Die kapitale Ausgangsform ist bei fast allen Buchstaben grundlegend verändert, die Schrift ist zu einem Minuskelalphabet geworden; so wird diese Schrift der älteren römischen oder Majuskelkursive als jüngere oder Minuskelkursive gegenübergestellt, obwohl sie ohne Bruch daraus entstanden ist. Seit dem III./IV. Jh. ist die Buchstabenstruktur der Kursive zu einem gewissen Abschluß gelangt; doch ist die Schrift der verschiedenartigsten Stilisierung zugänglich, und im Osten lassen sich dieselben Moden im griechischen und im lateinischen Schriftwesen verfolgen.

*c) Unziale*

Die Kursive lebt nicht nur als Gebrauchs- und Geschäftsschrift, aus ihr erneuert sich auch die Buchschrift, indem neue kalligraphische Schriftarten hervorgebracht werden. Man hat sich den Vorgang wohl so vorzustellen, daß zu verschiedenen Zeiten die fließenden, raschen Formen der Alltagsschrift wieder verdichtet werden, um die Kluft zwischen ihr und der traditionellen Buchschrift zu überbrücken, jedoch im Sinne einer zeitgemäßeren Schrift. Die aus festen Einzelformen bestehende, nicht ligierte Capitalis spricht als Leitbild mit, und die für die Kalligraphie notwendige Auflösung der ohne Absetzen geschriebenen Buchstaben in Einzelzüge mit Federdruck kanonisiert die gewandelten Formen und macht sie zugleich gedrungener. Eine zweite Frage

ist es, wie ein Versuch solcher Verdichtung, die Prägung eines individuellen Schreibers, deren es vom II. bis V. Jh. mehrere gegeben haben muß, sich durchsetzt und zur Schriftart wird. Zweifellos spielt dabei die Rezeption durch den Buchhandel eine Rolle. Wohl im III. Jh., jedenfalls bevor die Kursive in die Phase der Minuskelkursive einmündet, erwachsen auf diese Weise zwei Schriftarten: die Unziale und die bd-Unziale oder archaische Halbunziale. Beide haben nicht nur in gerader Form, sondern auch in kleiner schräger Stilisierung Verwendung gefunden. Die bd-Unziale ist nur durch wenige, altertümliche oder provinzielle Denkmäler bezeugt.

Die Unziale aber ist zu einer der großen Schriftarten des ausgehenden Altertums und des Frühma. geworden. Ihre Buchstabenformen, auch jene, durch die sie sich von der Capitalis unterscheidet:

a d e g h m q u

sind sämtlich aus der Majuskelkursive abzuleiten, mit zwei Ausnahmen, B und R; diese Buchstaben sind bewußt aus der Capitalis genommen — wahrscheinlich, um zu ähnliche Formen mit

d bzw. a

die bei der „Verdichtung" sich ergeben konnten oder mußten, zu vermeiden. In der Gesamterscheinung ist die runde Unziale der griechischen „Bibelunziale" so verwandt, daß eine gleichgerichtete Gestaltung vorzuliegen scheint. Auch daß sie zuerst von den Christen im Gegensatz zu der durch Tradition mit der römischen Literatur verbundenen Capitalis aufgenommen und verbreitet, vielleicht sogar geschaffen wurde, dürfte zutreffen. Der Name, zuerst von Hieronymus in satirischer Absicht gebraucht (*,Prol. in Iob'*), ist vielleicht noch im Altertum zum Schriftnamen geworden.

Bis ins VIII. Jh. ist die Unziale, die nach Ländern und Zeiten recht verschiedener Stilisierung und allmählicher Entartung unterlag, in ununterbrochener Tradition auf dem Festland gepflegt worden. Sie scheint ein besonderes Privileg genossen zu haben, da für Evangelienhss. fast ausschließlich sie verwendet worden ist. Für andere Schriftarten wurde sie zur Auszeichnungsschrift. Mit der Mission Gregors d. Gr. und seiner Nachfolger wurde die Unziale auch nach England verpflanzt; in ihr sind Bibel- und Väterhss., so der Codex Amiatinus der Vulgata um 700 in dem northumbrischen Wearmouth oder Yarrow (CLA 299), geschrieben worden, merkwürdigerweise aber auch Urkunden. In der karolingischen Reform wurde die entartete Schrift durch ein Zurückgreifen auf spätrömische Vorbilder erneuert; damals war sie nicht nur die beliebteste Auszeichnungsschrift, sondern sie wurde auch als Textschrift für liturgische Codices verwendet. Ein Spätling aus ottonischer Zeit ist das Reichenauer Eburnant-Sakramentar in Solothurn.



### d) Halbunziale

Die letzte Schriftart, die sich spätestens im IV. Jh. von der Kursive abzweigt, ist die Halbunziale. Sie scheint ein enges Verhältnis zu der „archaischen Halbunziale" vorauszusetzen, die bereits die Minuskelformen von b und d aufgenommen hat; ihr Alphabet mit

a, b, d, ʒ, m, N, r, r, r,

entspricht n a h e z u der endgültigen Minuskelkursive, die jedoch in ihrer letzten Phase allgemein zu der Form n übergeht. Das Vierlinienschema ist der Minuskelkursive und der Halbunziale gemeinsam. Der alte Name *litterae Africanae* deutet auf die Herkunft; die älteste ausdrückliche Datierung in einer Halbunzialhs., dem Hilarius von St. Peter (CLA 1 a), stammt aus einem Kreis nach Sardinien verbannter afrikanischer Bischöfe und nennt das 14. Jahr des Vandalenkönigs Transamund (509/510 n. Chr.). Die Schrift ist bis ins VIII. Jh. weit verbreitet gewesen, doch nur wenige Schriftzentren (wie Ravenna, Verona, Corbie) scheinen sie der Unziale vorgezogen zu haben. In Corbie wird sie von der karolingischen Minuskel abgelöst (s. u.); in Tours und einigen von dort beeinflußten Stätten (z. B. Fulda, Salzburg, Freising; ʒ und N im Augsburger Gebet, Petzet-Glauning 10) wird sie als Auszeichnungsschrift ins IX. Jh. hinübergerettet.

Außerhalb der Welt der Bücher herrscht in der Spätantike die Kursive, die aber auch in Randbemerkungen, Schulkommentaren usw. — in maßvollerer Form — auftritt (vgl. z. B. die Eintragungen über Ulfilas und seine Lehre in Paris Lat. 8907, CLA 572; Faks.: FR. KAUFMANN, Aus der Schule des Wulfila, 1899); auch gibt es in Schulbüchern Mischformen zwischen Kursive und Buchschriften (vgl. z. B. CLA 397 a, 398, 462).

Lit. zu a) bis d): L. SCHIAPARELLI, La scrittura latina nell' età romana (Como 1921); LEHMANN, Paläographie, S. 40—48; R. MARICHAL bei M. AUDIN, Somme typographique I (Paris 1948), S. 63—111 [hier ist eine von der oben ausgesprochenen Überzeugung abweichende Theorie entwickelt]; BATTELLI, Lezioni[3], S. 54—94; J. MALLON, *Paléographie Romaine* (Madrid 1952); J.-O. TJÄDER, Die nichtliterarischen lat. Papyri Italiens usw. 1 (Lund 1955), S. 86—120.

### e) Die Tironischen Noten

Die Übersicht über die lateinischen Schriftarten des Altertums wäre unvollständig ohne Erwähnung der Kurzschrift, der Tironischen

Noten. Die Anfänge gehen auf M. Tullius Tiro, Ciceros Privatsekretär, zurück. Sie war ein fester Besitz der römischen Zivilisation; ihre Zeichen sind in einer Sammlung von etwa 13 000 Stück kodifiziert (*‚Commentarii notarum Tironianarum‘*). Im Merovingerreich wurden die Tironischen Noten vor allem in der königlichen Kanzlei angewandt, verwilderten jedoch; in der Karolingerzeit verbreitete sich die Kenntnis des gereinigten Systems auch über die Klosterschulen fast im ganzen Reich, wenn auch nur für wenige Generationen, und dies in Deutschland sehr viel spärlicher als in Frankreich. Daneben entwickelten sich im Frühma. andere Systeme auf der gleichen Grundlage. Der römischen Kurzschrift ist neben anderen Abkürzungszeichen das ⁊ = *et* entnommen, das für das Bindewort auch im irischen, ags. und anord. Schriftwesen gebraucht wird (im Wessobrunner Gebet = *enti*, Petzet-Glauning 1).

Lit.: W. SCHMITZ, Commentarii notarum Tironianarum (1893); E. CHATELAIN, Introduction à la lecture des notes tironiennes (Paris 1900); CHR. JOHNEN, Geschichte der Stenographie I (1911); A. MENTZ, Die Tironischen Noten (1942); ders.: Geschichte der Kurzschrift (1949).

## 2. Die Schrift der vorkarolingischen Zeit

### *a) Die irische Schrift*

Im V. Jh. hat lateinisches Schriftwesen, vom Christentum getragen, auch in Irland Fuß gefaßt und damit zum ersten Mal die Grenzen des Imperium Romanum überschritten. Die irische Schrift, die mit den keltischen Schriften von Wales, Cornwall und der Bretagne und der von Irland aus gepflanzten ags. Schrift unter dem Namen der insularen Schriftarten zusammengefaßt wird, dürfte die bestimmenden Einflüsse aus Gallien empfangen haben. Schon die ältesten Denkmäler, die um 600 geschrieben sind (CLA 266), zeigen die typischen Merkmale dieser Schrift. Das Alphabet ist das halbunziale, aber mit festen Doppelformen für vier Buchstaben: dem unzialen D, R und S neben d, r und langem s und dem Minuskel-n neben N. Der Schrift haben die abgeschnittenen Schaftansätze und die kurzen spachtelförmigen Oberlängen den Namen gegeben: *litterae tunsae;* das Schriftband strebt nach der Dichte einer Kette. Gipfel der irischen Schriftkunst und Buchmalerei ist das *‚Book of Kells‘* (CLA 274), um 800.

Im VII. Jh., einer Blütezeit der Schulen Irlands, tritt neben die irische Halbunziale eine schmälere Schrift, die irische Minuskel, die sich durch anspruchslosere Formen im allgemeinen, aber auch durch ein oben spitz geschlossenes a von jener unterscheidet. Daraus ist, wohl im Gebrauche der Schule, eine spitzige, sehr sparsame, bewegliche Schrift geworden, deren charakteristischer, oft krallenartiger Duktus durch eine besondere Federhaltung hervorgebracht wird; sie eignete sich vorzüglich für die von den Iren gern geübte Glossierung und ist oft winzig geschrieben. Ein System starker Abkürzungen hat die Sparsamkeit dieser Schrift erhöht.

Dadurch, daß viele Iren auf das Festland zogen, als Missionare und Asketen, die in der Heimatlosigkeit ein frommes Verdienst sahen, später auch als Lehrer, sind sie zu Erziehern des MA.s geworden, nicht zuletzt durch ihre Schrift. Dem heiligen Kolumban († 615), der Luxeuil in Burgund und Bobbio bei Piacenza gründete, und seinem Schüler Gallus, bei dessen Zelle später das Kloster St. Gallen erwuchs, sind andere gefolgt, die die Grabstätten ihrer heiligen Landsleute aufsuchten, und so sind die Iren hier lange charakteristische Gäste gewesen. Auch sonst haben sie im VIII. und IX. Jh. vielerorts ihre Bücher oder andere Spuren ihres Wirkens hinterlassen, so außer in Bobbio und St. Gallen in Würzburg, Salzburg, der Reichenau, Fulda und Regensburg. Auch im X. und XI. Jh. hört dieser Zug von Iren nach dem Kontinent nicht gänzlich auf; er erfährt eine stärkere Belebung durch die Gründung der sogenannten Schottenklöster, von denen die Niederlassung des hl. Marianus und seiner Gefährten in Regensburg 1076 die bekannteste ist. Aus ihrem Kreise sind mehrere Codices erhalten (vgl. Chroust I, 10, 1); die irischen Schriftzüge sind hier abgeschwächt und festländischer Schrift angenähert, und nur für irische Bemerkungen der Schreiber ist gewöhnlich die heimische Schrift verwendet. Ein anderer Ire derselben Zeit ist der Chronist Marianus, der als Rekluse in Fulda und Mainz, von Landsleuten und anderen Schreibern unterstützt, sein Geschichtswerk schrieb (Ehrle-Liebaert 23). Jüngere Beispiele irischer Schrift in dt. Hss. sind sehr selten.

Lit.: E. A. LOWE, Codices Latini Antiquiores II, S. XI ff.; W. M. LINDSAY, Early Irish Minuscule Sript (Oxford 1910); L. BIELER: Scriptorium 3 (1949) S. 267 ff. — Irische Schrift in Deutschland (XII. Jh.): P. LEHMANN: MSB. 1929, H. 1, S. 13 f.

### *b) Die angelsächsische Schrift in England und Deutschland*

Im VII. Jh. durchdringt die irische Mission von Norden her das ags. England, gleichzeitig mit der römischen Mission, die von Canterbury her die Angelsachsen christianisiert. Während bei dem Ausgleich zwischen den Richtungen die römische in den Fragen des Kultus und der kirchlichen Disziplin den Sieg davontrug, ist doch bei den Angelsachsen die von den Iren empfangene Schrift

herrschend geblieben, wenngleich in selbständiger Weiterbildung (über ags. Unziale vgl. o.). Auch das ags. Schriftwesen ist zweistufig, und zwischen der breiten ags. Halbunziale und der Minuskel steht eine gern angewendete gedrängte Halbunziale (z. B. CLA 121 und 194 b). Die Halbunziale kennt die gleichen Doppelformen wie die irische Halbunziale. Als Meister der Schrift sind die Angelsachsen ihren Lehrern gleichgekommen (vgl. z. B. Durham A. II.17: CLA 149; Evangeliare von Lindisfarne und Echternach: CLA 187 und 578), an Disziplin waren sie ihnen überlegen. Ihre Abkürzungen sind weniger zahlreich und weniger kraß. Bei Iren und Angelsachsen, zu denen beiden das Lateinische als Fremdsprache kam, findet sich wohl zuerst ein Bemühen um Worttrennung. Für die Schreibung der ags. Sprache erhält das runde d schon im VIII. Jh. einen diakritischen Strich ( ð = engl. th) und die Runen þ und ƿ werden in das Alphabet aufgenommen.

Die Schriftdenkmäler des VIII. Jhs. aus England treten im großen zu drei Gruppen zusammen, die erhebliche Stilunterschiede aufweisen: einer northumbrischen, einer mercischen und einer südenglischen: die northumbrische Halbunziale steht der irischen näher und ist kraftvoller, die Minuskel zeichnet sich durch gedrungene, kurze Nagelform der Schäfte mit Unterlängen (besonders r) aus (z. B. Moore Bede: CLA 139). Mercische und südenglische Schrift sind näher miteinander verwandt, sowohl in ihrer meist schwächeren Halbunziale wie in der langgezogenen Minuskel (z. B. CLA 241 und 191). Diese Stilgruppen innerhalb der ags. Schrift Englands sind auch in den deutschen Gründungen der Angelsachsen und in ihrem Einflußbereich noch zu unterscheiden. In dem 698 gegründeten Echternach ist das ganze VIII. Jh. hindurch northumbrische Schreibkunst auf dt. Boden lebendig gewesen (vgl. CLA 578, 577, 605; ZIMMERMANN, Vorkarol. Min. 260—266). In dem Trierer Evangeliar (Zimmermann 258, 267—279) hat ein ags. Schreiber des Echternacher Kreises, Thomas, mit einem fränkischen Schreiber zusammengearbeitet. Erst bei den jüngsten ags. Schriften aus Echternach (Paris Lat. 9525: Zimmermann 262, und Lat. 9565, beide saec. IX. in.) verliert sich der northumbrische Schriftcharakter. Ein nahezu geschlossenes Gebiet ags. Einflusses und ags. Schrift begründete in Deutschland das Wirken des Bonifatius und seiner Schüler sowie der Mönche und Nonnen, die ihnen folgten. Es erstreckte sich von Mainfranken über Hessen nach Westfalen. Wie Bonifatius und Lul aus Südengland stammen, so ist auch das hier eingewurzelte Schriftwesen südenglischer Prägung. Jedoch sind nach Fulda (gegr. 744) auch zahlreiche engl. Hss., aus verschiedenen Gebieten, gelangt (Abb.: BAESECKE, Voc. S. Galli, Taf. 13—19), ebenso wie ältere italienische Hss., die über England gewandert sind (z. B. der Codex des Victor von Capua mit der Evangelienharmonie des Tatian, Steffens[2] 21 a, Kirchner 7, mit Bemerkungen in ags. Schrift, von Bonifatius?). Das gleiche ist in Würzburg der Fall (Abb.: BAESECKE, a. a. O., Taf. 25—37; vgl. B. BISCHOFF — J. HOFMANN, Libri Sancti Kyliani [1952]). Was von ags. Schriften aus dem späteren VIII. und dem VIII.—IX. Jh. aus Hersfeld (ebd. Stadtarchiv), Fritzlar (ebd. Stiftskirche), Amorbach (Arndt-Tangl[4] 41), Mainz (W. M. LINDSAY, Palaeographia lat. IV, Taf. 4) und endlich aus Werden (Chroust II, 22, 6—8; 8 b mit festländischer Kursive gekreuzt; R. DRÖGEREIT, Werden u. d. Heliand [1951], Taf. 1—10, 16 a b) erhalten ist, zeigt alles die südenglische Tradition dieses Missionsgebietes. Auch in den Skriptorien von Regensburg (BAESECKE, Abrogans, Taf. 20, 22 f; Schreibschulen I, S. 173 u. Taf. 5 d), Freising (BAESECKE, a. a. O., Taf. 11—13; Schreibschulen I, S. 61 f. u. Taf. 2 d), St. Gallen (BRUCKNER, Scriptoria II, Taf. 15 d), Lorsch (CLA 79; LINDSAY, Palaeographia lat. III, Taf. 11) und Köln (Arndt-Tangl[4] 39/40; L. W. JONES, The script of Cologne from Hildebald to Hermann [Cambridge Mass 1932] Taf. 40—42) sind im späteren VIII. oder frühen IX. Jh. ags. geschulte Schreiber tätig gewesen, ohne daß die Schule je ein ausschließlich ags. Gesicht gehabt hätte. Andere insulare Hss., so der irgendwo auf dt. Boden entstandene ‚*Vocabularius Sancti Galli*' (BAESECKE, Voc. S. Galli, Taf. 1/2), sind erst nachträglich in ihre ma. Bibliotheksheimat gelangt.

Verhältnismäßig klar erkennbar sind die letzten Phasen der ags. Schrift in Hessen und im Maingebiet aus der Zeit, als schon kein Nachschub aus England mehr erfolgte. Kurz vor und um 800 ist die Schrift meist gerade, mit langen Unterlängen, oft etwas schwunglos (CLA 90, 97, 146; P. LEHMANN, Fragmente: Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss., N. F. 23 [1944] Taf. 1/2; Chroust II, 22, 6 — auch mit Halbunziale — u. 7). In dieser Schrift sind das sächsische Taufgelöbnis (aus Fulda, Gallée 11; Koennecke, S. 8) und die Basler Rezepte (aus Fulda, Enneccerus 17; Eis 6) geschrieben. Bei der letzten Generation ags. geschulter Schreiber, die die Halbunziale nur noch selten gebraucht, nimmt die Schrift etwas Starres, oft Nagelförmiges an (Chroust I, 5, 6; P. LEHMANN, Fragmente, Taf. 3; Steffens[2] 54 b); dieser Phase gehört das fränkische Taufgelöbnis (Enneccerus 6) an. In Deutschland wird die Schrift nach 840 nur noch von einzelnen Fuldaer Schreibern geschrieben; im Fuldaer Chartular wechselt die Schrift 828 zur karolingischen Minuskel (Steffens[2] 54 a; E. HEYDENREICH, Das älteste Fuldaer Car-

tular [1899] Taf. 2), und der Tod Hrabans (856) mag das äußerste Datum setzen. — Vgl. Abb. 2.

In England dringt zwar im X. Jh. von Frankreich her die karolingische Minuskel ein, und das Schriftwesen nimmt ein doppeltes Gesicht an: man schreibt das Lateinische in gemeiner Minuskel, die im Duktus leicht insular gefärbt ist, fällt aber bei Angelsächsischem, schon bei Namen, z. B. in Urkunden, sofort in die nationale Schrift zurück. Einen Reflex davon zeigen die ahd. Partien der ottonischen und salischen ‚Cambridger Lieder', deren Hs. aus Canterbury stammt und wohl auch dort geschrieben wurde (Faks.: K. BREUL, The Cambridge Songs, Cambridge 1915; K. STRECKER, Die Cambridger Lieder [1926]), m. Abb.). Im XII. Jh. wird die Schrift ganz selten, vererbt aber zunächst noch die spezifischen Buchstaben an die Nachfolgeschrift.

Nicht selten verrät in festländischen Hss. vorkarolingischer und karolingischer Zeit die Nachahmung von Besonderheiten des insularen, besonders des ags. Schriftwesens, z. B. des insularen ʒ, bezeichnender Abkürzungen oder der roten Punktsäume um die Initialen (z. B. St. Galler Abrogans: BAESECKE, Lichtdrucke 21—23; Steffens[2] 43 b) den Einfluß einer insularen Vorlage oder das Nachwirken einer insularen Tradition in einem Skriptorium. Über eine solche Einmischung insularer Merkmale hinausgehend, verleiht die Gewöhnung an ags. Federschnitt und Federhaltung der Schrift von Fulda, Mainz, Würzburg und anderen Schulen auch nach der Annahme der karolingischen Minuskel ein unverkennbares Gepräge. Die Schrift ist unter diesem Einfluß aufgerichtet, bisweilen sogar linksgeneigt, kantiger und mit schärferen Spitzen und volleren Bögen ausgestattet als gewöhnliche Minuskel; die Oberlängen setzen keilförmig an, die auf der Zeile endenden Schäfte sind bei manchen Händen sogar charakteristisch nach rechts umgebrochen (z. B. S. Bonifatii et Lullii epistolae, hrsg. v. M. TANGL, Taf. 1—3; Chroust I, 5, 8 und B. BISCHOFF—J. HOFMANN, Libri Sancti Kyliani [1952], Abb. 5 f. aus Würzburg). Noch das nach 993 geschriebene Fuldaer Sakramentar in Bamberg (Chroust I, 22, 10) zeigt unverkennbare Merkmale insularer Prägung (vgl. auch Chroust II, 4, 6 b aus Echternach). Der Fall, daß ein festländischer Schreiber in England einen ags. Duktus angenommen hat, liegt im Cotton-Heliand (2. Hälfte des X. Jhs.) vor (R. PRIEBSCH, The Heliand MS. Cotton Caligula A. VII. in the British Museum, Oxford 1925; Koennecke, S. 10; Gallée 1 b). — Vgl. Abb. 2

Teils wohl durch die anfängliche Aufzeichnung dt. Sprache durch die ags. Missionare, teils wohl durch bewußte Entlehnung aus dem ags. Schriftwesen sind die ags. Lautzeichen in das dt. Schriftwesen gelangt, die in einigen Denkmälern verwendet sind: ƿ für w im Hildebrandslied (aus Fulda, Enneccerus 1—4; Koennecke, S. 6/7; Eis 4) ∇ für w in der Lex Salica (Schrift aus Mainz, Koennecke, S. 9) und in den Leipziger Glossen (Arndt-Tangl[4], 49) und ð (Lex Salica; Cotton-, vatikanischer und Prager Heliand: Faks. s. o.; ferner Gallée 1 c, 10 b, 17 a). Letzterem nachgebildet ist durchstrichenes b im vatikanischen und Cotton-Heliand. Aus ags. Quelle kommen auch der Gebrauch von ⁊ (lat. *et*, ags. *ond)* für *enti* und die Schreibung von *ga-* durch die durchstrichene Rune X im Wessobrunner Gebet (aus der Diözese Augsburg, wahrscheinlich aus dem Kloster Staffelsee, Petzet-Glauning 1; Enneccerus 9/10; Koennecke, S. 5; Vollfaks. der Hs. von C. v. KRAUS, 1922), letztere auch in den Glossen in London Arundel 393. Endlich ist der Keim zur Ausbildung des ahd. Akzentsystems in der Nachahmung der gerade bei den Insularen üblichen Verwendung des Akuts als Längenzeichen zu sehen (schon in der vielleicht aus dem Regensburger Kreise stammenden kalligraphischen Hs. Pa des Abrogans: Vollfaksimile bei BAESECKE, Lichtdrucke).

Lit.: W. KELLER, Ags. Paläographie (1906); P. LEHMANN, Lat. Paläographie, S. 54—57 und MSB. 1925, 3; E. A. LOWE, Codices Latini Antiquiores II, S. XI ff. und Speculum 3 (1928) 3—15. — Einfluß auf dt. karolingische Minuskel: P. LEHMANN, Erforschung des MAs. (1941), S. 7 ff.

*c) Die Schrift in den festländischen Germanenreichen bis zum VIII. Jahrhundert*

Als lebenskräftige Schriftarten, die die Spätantike den auf dem Boden des Imperium entstehenden Germanenreichen vererbte, waren Unziale, Halbunziale und Kursive übriggeblieben: die beiden ersten vorzüglich als Buchschriften, die dritte als Schrift der Kanzleien, der Schule und des Alltags, die in Bibliothekshss. meist nur auf Rändern und Vorsatzblättern (vgl. z. B. E. A. LOWE, Codices Lugdunenses Antiquissimi [Lyon 1924] Taf. 5, 11, 17, 19), bisweilen aber auch für einen ganzen Codex verwendet wurde (CLA 304, 573). Die einschneidenden geschichtlichen Veränderungen des V. und VI. Jhs.: der Untergang des weströmischen Reiches und das Ende der weltlichen römischen Kultur, wirkten auch auf das Schriftwesen, das sich nunmehr nach Ländern im großen und nach Skriptorien im einzelnen stärker differenzierte.

Am entschiedensten folgte die Schrift im Westgotenreich, das nördlich über die Pyrenäen hinausreichte, eigenen Wegen. Hier wurde noch vor der arabischen Eroberung, vermutlich im späten VII. Jh., eine neue Schriftart, die westgotische Minus-

kel, entwickelt, und auch die Kursive erhielt ein eigenes Gesicht; wohl durch Flüchtlinge sind Hss. dieser Schriften tiefer nach Frankreich hinein und hinüber nach Italien getragen worden, wo der spanische Schriftcharakter noch um 800 im Skriptorium von Lucca stark durchschlug (CLA 303 a. b.).

In Italien und im Merovingerreich, wo die kirchliche Hierarchie weniger straff zusammenhielt als in Spanien, erscheint das Schriftwesen völlig dezentralisiert. Die römisch-gotische Ordnung, die Theoderich seinem Reiche gegeben hatte, hat ihn kaum überlebt; das gotische Schriftwesen, das mit dem lateinischen wetteiferte und wie die lateinische (und griechische) Unziale eine gerade und eine schräge Form der Schrift besaß, ging rasch zugrunde. Außer dem wahrscheinlich für Theoderich selbst geschriebenen Codex Argenteus (Faksimileausg. Upsala 1927), der in dem lateinischen Codex Brixianus (CLA 281) ein genaues Gegenstück hat, sind gotische Hss. aus Italien nur als Palimpseste erhalten. Eine einzige lateinische Hs. des VI. Jhs. enthält gotische Randbemerkungen (CLA 504: Verona LI, 59 Maximinus Arianus); gotische Unterschriften in einer ravennatischen Urkunde von 551 (Faks.: TJÄDER, Die nichtliterarischen lat. Papyri, Taf. 120 f.).

Von der zerstörenden langobardischen Eroberung blieben nur einige isolierte Gebiete, vor allem um Rom und Ravenna, verschont. Was aus Rom aus der Zeit vor 800 erhalten ist, beschränkt sich auf wenige Unzialcodices. Für die früher behauptete Teilnahme Roms an der Ausbildung der karolingischen Minuskel fehlen nicht nur die äußeren Beweise, sondern auch jede innere Wahrscheinlichkeit; die vielgenannte vatikanische Hs. des *‚Liber Diurnus‘* in karolingischer Minuskel stammt erst aus dem Anfang des IX. Jhs. und wahrscheinlich aus Oberitalien. Von der eigentümlichen Kursive der päpstlichen Kanzlei, der bauchigen Kuriale, die nach dem Vorbild byzantinischer Kanzleischrift stilisiert ist, kann wenigstens rückgeschlossen werden, daß sie eine lange Tradition besaß, ehe sie uns im VIII. Jh. in überlieferten Denkmälern entgegentritt (zuerst in St. Gallen 1394, vgl. Miscellanea Giov. Mercati 1 [Vatic. 1946] S. 422; dann in einem Brief Hadrians I. von 788). Vom ravennatischen Schriftwesen ist nur die Urkundenkursive durch den Schatz der ravennatischen Papyri hinlänglich gut überliefert; in der erzbischöflichen Kanzlei wurde ähnlich geschrieben wie an der römischen Kurie (K. BRANDI: Archiv f. Urkundenforschung [1908] Taf. 2; TJÄDER, Papyri, Taf. 142 ff.).

Wieweit in den Städten des Langobardenreiches ein Schriftwesen, wenigstens für den kirchlichen Bedarf, fortbestand, ist schwer abzuschätzen. Aber die allmählich romanisierten Langobarden gelangten selbst zu einem Anschluß an römisches Schriftwesen. Im Jahre 643 wurde im *‚Edictus Rothari‘* ihr Recht kodifiziert. Ein Urkundenwesen, das an das römische sich anlehnte, wurde aufgebaut; es bildete sich ein Stand von Notaren, der am Hof in Pavia eine gewisse Ausbildung erhielt. Die Schrift ihrer Urkunden, seit dem frühen VIII. Jh. an Originalen zu verfolgen, ist eine oft temperamentvolle Kursive (G. BONELLI, Codice paleografico Lombardo [Milano 1908]; Steffens[2] 39). Eine besondere Bedeutung für die Erhaltung lateinisch-kirchlicher Kultur in Oberitalien hat Bobbio (gegründet 614). Die Gemeinschaft irischer und nichtirischer Mönche, die hier jahrhundertelang sich erneuerte, spiegelt sich in Misch- und Übergangsformen irischer Schrift und festländischer Halbunziale bzw. Kursive aus dem VII. und VIII. Jh. Dabei hat der irische Einfluß auf die Kursive eine gewisse verdichtende Wirkung ausgeübt (CLA 334). Daß Bobbio auch die langobardische Umwelt beeinflußte, beweist selbst die schöne, typisch langobardische und vielleicht in Pavia entstandene St. Galler Hs. des *‚Edictus Rothari‘*, deren Initialen z. T. irischen Mustern nachgebildet sind (vgl. ZIMMERMANN, Vorkarol. Min., Taf. 13[c] mit CLA 365). Als das kulturelle Leben sich im Langobardenreich wieder erholte, lag es z. T. sicher in den Händen des für Italien charakteristischen laikalen Grammatikerstandes.

Auch im vorkarolingischen Frankenreich waren trotz allem Verfall, z. B. der Sprache, einige Bischofssitze und Klöster Zufluchtsstätten der kulturellen Tradition: Tours mit St. Martin, Paris mit St. Denis, Metz, Lyon, Fleury, Luxeuil, Corbie, St. Wandrille u. a., und in Laienkreisen ist wenigstens im Königsgeschlecht und in den höheren Schichten eine gewisse Bildung wahrzunehmen. Aber auch Könige waren des Schreibens mächtig und gaben den Diplomen, deren dichte, steile, verlängerte Kanzleikursive den *litterae caelestes* der oströmischen Kaiserkanzlei (Kaiserkursive) nachstrebt, durch ihre Unterschrift eine magische Weihe.

In beiden Ländern wurde neben Unziale und Halbunziale die Kursive als Buchschrift herangezogen. Dabei ist es bezeichnend, daß die Schrift in Büchern im allgemeinen zahmere und festere Formen annimmt (Halbkursive) als in den Urkunden, die besonders aus der königlichen Kanzlei erhalten sind. Zwei wiederkehrende Erscheinungen haben typische Bedeutung: die Schrift wird entweder bewußt stilisiert, im allgemeinen mit Einschluß eines größeren Bestandes an Ligaturen, oder, wenn sie an Schwung und Zügigkeit verliert, nimmt die Auflösung in Einzelbuchstaben zu. Das

Leben bestimmter Schriftprägungen ist unmittelbar mit der Kontinuität und dem Grade der Organisation der Schreibschulen verknüpft. So kann in einem tätigen Skriptorium eine kalligraphische Schrift, die letzlich von einem einzelnen Künstler der Schrift den besonderen Schliff erhielt, durch Generationen gültig sein. Eine solche stilisierte Halbkursive ist der schlanke sogenannte Luxeuil-Typ (vgl. z. B. CLA 579 ‚Lektionar von Luxeuil' mit Zusätzen in eng verwandter, aber nicht regulierter Kursive; Ehrle-Liebaert 19; Steffens[2] 25 a; ZIMMERMANN, Vorkarol. Min., Taf. 45, 48 ff.; Mallon-Marichal-Perrat, Taf. 45; E. K. RAND, Studies in the script of Tours II [Cambridge Mass. 1934] Taf. 34; Kirchner 31 a b; vgl. CLA VI, S. XV ff.), der von vor 700 bis in die Zeit des Bonifatius belegt ist. Er scheint eine weitere Verbreitung in Burgund besessen zu haben, was vielleicht durch die bedeutende Stellung von Luxeuil zu erklären ist. Von jüngeren Formen charakteristisch geprägter Halbkursive sind der wahrscheinlich in Laon beheimatete az-Typ (z. B. CLA 120, 174, 630, 765 f.; ZIMMERMANN, Vorkarol. Min., Taf. 144 ff.; Kirchner 32; vgl. CLA VI, S. XVIII) und der EN-Typ von Corbie (z. B. CLA 638, 655—657; Kirchner 33; vgl. CLA VI, S. XXIV f.) verhältnismäßig reichlich überliefert. Auch italienische Schreiber schaffen an verschiedenen Orten stilisierte halbkursive Schriften mit festeren Formen, darunter solche, deren Ligaturen mehr als preziöse Laune denn als Notwendigkeit wirken (z. B. CLA 322, 388, 469). Während diese Schriften in Ober- und Mittelitalien später alle der karolingischen Minuskel weichen, wird unter der Führung von Montecassino die süditalienische Halbkursive des VIII. Jhs. zur Basis einer eigenen Schriftart, der Beneventana, deren Weg in streng folgerichtiger Entwicklung abläuft und die ein halbes Jahrtausend ihre Selbständigkeit wahrt.

Die Mehrzahl der buchmäßigen Halbkursiven des VII./VIII. und des VIII. Jhs. steht in klarem Abstand von der Urkundenkursive. Dagegen scheint im VIII. Jh. wahrscheinlich in Nordostfrankreich, einer Landschaft, in der der Hof besonders häufig weilte, noch einmal eine reine Urkundenschrift als Buchschrift übernommen worden zu sein. Sie zeigt sich zuerst um die Mitte des VIII. Jhs. (St. Gallen 214, unbekannter Provenienz: Steffens[2] 29 b; ZIMMERMANN, Vorkarol. Min. 102 b; Chroust I, 17, 4: CLA 924). Die in Anlehnung an die Schrift der königlichen Kanzlei gestaltete Schrift besteht in der zweiten Jahrhunderthälfte in dem nordostfranzösischen b-Typ und dem ab-Typ von Corbie fort, hier sogar bis in den Anfang des IX. Jhs. (b-Typ: z. B. CLA 558, 719; vgl. CLA VI, S. XXII; ab-Typ: z. B. CLA 200, 554; Steffens[2] 29 a; ZIMMERMANN, Vorkarol. Min. Taf. 102 c, 103 ff., Kirchner 34; vgl. CLA VI, S. XXV f.; vgl. auch Chroust I, 18, 6 aus Amiens). So wird in dem durch den Abt Adalhard (781—823) aufs engste mit dem Königshause verbundenen Kloster eine längst anachronistisch gewordene Schrift gepflegt, neben der frühkarolingischen Maurdramnus-Minuskel (s. u.).

Diese „Typen" und stilisierten Halbkursiven begleiten die Jugend der Minuskel; wenn sie schrittweise die Entwicklung weiterführen, so wirken sie doch durch ihren Konservativismus bald wie absterbende Seitenäste. Nachhaltiger wird die spätere Einheit der Minuskel wohl dort vorbereitet, wo der Wille zur Form und die Schreibgewandtheit geringer sind, wo die schwunglosere Schrift sich, vielleicht nach dem Leitbild der Halbunziale, vereinfacht und die Routine der Ligaturenbildung abnimmt. Solche Erscheinungen konnten sich um so mehr ausbreiten, als die Schriftlichkeit des Zeitalters im Absinken war. Unsere handschriftliche Überlieferung ist bis in das letzte Drittel des VIII. Jhs. zu lückenhaft, um von der Fülle stilisierter Schrifttypen und von der gleichzeitigen allmählichen Ausbreitung der Minuskel eine adäquate Vorstellung zu geben. Jedenfalls ist gegen Mitte des VIII. Jhs. hin bzw. bald nach 750, lange bevor von einer bewußt geförderten Schriftreform die Rede sein kann, eine von Ligaturen fast freie Minuskel die normale Schrift in Tours und in St. Gallen; ausgesprochene Minuskel wird auch von anderen frühen Hss. wie dem ostfranzösischen Gudohinus-Evangeliar von 754 (aus „Vosevio"; Steffens[2] 37; CLA 716) und Teilen von Bern 611 (CLA 604, vgl. CLA VII) bezeugt. In Tours, wo sich bei dichterer Überlieferung eine schrittweise Klärung der Schrift beobachten läßt, tritt selbst das für die karolingische Minuskel charakteristische kleine unziale a, das wohl bewußt neben cc in das Alphabet aufgenommen wurde und es später verdrängt, schon um die Jahrhundertmitte auf (E. K. RAND, Studies in the Script of Tours II [Cambridge Mass. 1934; B. BISCHOFF: Arch. f. Kulturgesch. 29 [1939] S. 35 vgl. CLA VI, S. XXVII ff.). In dem wichtigen alemannischen Durchgangsgebiet, das zwischen Fränkischem und Italienischem vermitteln konnte, und das selbst eine Mittelstellung einnimmt, sind St. Galler und breisgauische Urkunden zwischen 750 und 760 schon in werdender Minuskel geschrieben (vgl.: A. BRUCKNER-R. MARICHAL, Chartae Latinae Antiquiores I no. 46, 48, 50 ff.). Um 760 setzt in Hss. und in einer Urkunde die etwas grobe Minuskel des fleißigen Schreibers Winithar ein (761: BRUCKNER-MARICHAL, a. a. O., no. 57; Steffens[2] 43 a; Chroust I, 14, 1 f.; CLA 893 a; BRUCKNER, Scriptoria II,

Taf. 2 a; Kirchner 36 b). In einer Urkunde von 758 (BRUCKNER-MARICHAL, a. a. O. no. 51) kündigt sich der Formcharakter der runden „alemannischen Minuskel“ bereits an, der in der wenige Jahre jüngeren St. Galler Hs. 70 (Chroust I, 14, 3; BRUCKNER, Scriptoria II, Taf. 1) veredelt erscheint; freilich können diese Minuskelschriften noch in Kursive zurückfallen (vgl. z. B. BRUCKNER, a. a. O. II, Taf. 10 a). Im ganzen aber ist schon die frühe alemannische Minuskel so fortgeschritten, daß sie sich im wesentlichen unverändert in St. Gallen, der Reichenau und Konstanz bis um 830 gegen die Konkurrenz der karolingischen Minuskel behaupten kann (BRUCKNER, Scriptoria II). In Bayern beginnt zwar die handschriftliche Überlieferung erst um 770, doch mit so ausgebildeter Minuskel, daß kaum stark kursive Vorformen anzunehmen sind, und um die gleiche Zeit wirkt eine reine italienische (Veroneser?) Minuskel nach Regensburg hinüber (Schreibschulen I, S. 60 ff. und 172 f.).

Was die Frühminuskel an Boden gewinnt, geht in gewisser Weise auf Kosten der Halbunziale, die bei der Bildung jener zweifellos hie und da als Leitbild mitgesprochen hat. Eine eigentliche Vermischung der Genera durch Aufnahme von Kursivelementen und Minuskelbuchstaben in die Halbunziale scheint jedoch selten eingetreten zu sein, z. B. in Verona (CLA 502) und in Tours (E. K. RAND, Studies in the Script of Tours II [Cambridge Mass. 1934], Taf. 23 ff.; CLA 682). Meist bleiben die Grenzen gewahrt, und auch die Halbunziale saec. VIII. med. (wie der „Leutchar-Typ“ von Corbie; W. M. LINDSAY, Palaeographia lat. I [1922] S. 63 f. u. Taf. 3) hält streng an den charakteristischen Buchstaben a, ʒ oder G und N fest; die Maurdramnus-Minuskel von Corbie (LINDSAY, a. a. O., S. 64 f. u. Taf. 4 f.; CLA 613 usw.; Kirchner 38 b; vgl. CLA VI, S. XXIV), die als früheste karolingische Minuskel (vor 780) angesprochen wird, ist eine exakte Umsetzung spätester Halbunziale durch konsequente Einführung von Minuskel-a, -g und -n statt jener halbunzialen Formen, unter absoluter Beibehaltung des sonstigen Schriftcharakters — die vollbewußte Leistung eines Meisterschreibers (vgl. Arndt-Tangl[4] 5: Berlin theol. lat. fol. 354, der Leutchar-Halbunziale, die Maurdramnus-Vorlage und sehr frühe, der Maurdramnus-Minuskel wahrscheinlich vorausgehende Minuskel vereinigt; CLA VI, S. XII m. Abb.).

Der Entstehungsprozeß der Frühminuskel aus der Kursive kann zugleich die Genesis der römischen Schriftarten außer der Capitalis verständlich machen; er vollzog sich nur langsamer und planloser und unter ungünstigeren Bedingungen als jene, denn in der römischen Zeit konnte die Rezeption durch den Buchhandel eine Schrift standardisieren und ihre Durchsetzung sichern, und ein allgemeines Bildungswesen von hohem Niveau erleichterte ihre Verbreitung. Ein allmählicher Ausgleich des Schriftwesens erfolgte jedoch auch in der vorkarolingischen Zeit aufs neue. Aus den einzelnen Klöstern, die als Erziehungs- und Bildungsstätten in ihre nähere Umgebung ausstrahlen, wurden durch Tochtergründungen und die Verpflanzung von Gruppen von Mönchen lokale Schriftstile weitergetragen (z. B. von St. Amand nach Salzburg); die Vereinheitlichung der Mönchs- und Kanonikerregeln und die zunehmende Kommunikation trugen das ihre dazu bei.

Germanisches Sprachbewußtsein hat in diesen Jhh. nur wenig auf die Schrift gewirkt. Doch ist in diesem Sinne offenbar der erfolglose Versuch des fränkischen Königs Chilperich (561—584) zu deuten, das Alphabet durch Hinzufügen der Buchstaben ⊙, Ψ, Z, △ (so etwa nach den Hss.) für die Laute *ω* (langes o), ae, the, wi (vgl. die *wên*-Rune) zu reformieren und ihre Anwendung durchzusetzen; wir erfahren davon nur durch den mißgünstigen Bericht des Gregor von Tours (Hist. Fr. 5, 44; vgl. Abb. bei B. KRUSCH: Hist. Vj. 27 [1932], 747). Eine Spur langobardischen Einflusses ist vielleicht die gelegentlich zu beobachtende Schärfung des im Lat. stimmhaft gewordenen oder palatalisierten z zu tz in langobardischen Hss. und Urkunden (*Eliphatz* CLA 55; *Tzeno*, usw.). Die langobardische Kursive hat eine eigene Ligatur tz gebildet (L. SCHIAPARELLI: Arch. stor. ital. 87 [1929] 7. ser. 11, S. 3—28).

Lit.: LEHMANN, Paläographie, S. 59 ff., 64 ff.; H. STEINACKER: Miscell. Franc. Ehrle 4 (Studi e Testi 40, Roma 1924) S. 105—176; LOWE, Handwriting, S. 211—222; H. FICHTENAU, Mensch und Schrift im MA., S. 103 ff., 146 ff.; BATTELLI, Lezioni[3], S. 156 ff., 186 ff.

### 3. Die karolingische Minuskel und ihre Entwicklung in Deutschland bis zum Ende des XII. Jahrhunderts

#### *a) Die Vollendung und Durchsetzung der karolingischen Minuskel*

Als Karl d. Gr. die Herrschaft antritt, sind also schon in verschiedenen Gegenden des Frankenreiches und ebenso in dem 774 eroberten Langobardenreich neben vielerlei Halbkursiven ausgebildete Minuskelschriften vorhanden. Einzelne Skriptorien, wie Corbie mit dem Maurdramnus-Typ, sind in der kalligraphischen Disziplin den übrigen voraus. Ganz zweifellos hat Karls Reform der kirchlich-lateinischen Kultur, die sich der verwilderten Sprache annahm, auch die in der Schrift vorhandenen Tendenzen zu Zucht, Ordnung und Harmonie verstärkt, und es ist durchaus wahr-

scheinlich, daß ein fortgeschrittener Stil und glückliche Lösungen des einen Skriptoriums von anderen bei der Bemühung um eine klarere und ebenmäßigere Schrift zum Vorbild genommen wurden. Am Hofe des der Wissenschaft und den Künsten zugetanen Königs trafen sich die führenden Geister des Reiches; eine Bibliothek wurde für ihn gesammelt, und es ist unvorstellbar, daß schöne Schriften und gewandte Kalligraphen nicht Anerkennung und Ermutigung gefunden haben. Unter Karls Augen, in der Hofschule, sind Meisterstücke in „karolingischer Minuskel" entstanden: das Godescalc-Evangelistar in den Jahren 781—783 (Steffens[2] 45 a; CLA 681), das Evangeliar der Pariser Arsenalbibliothek (CLA 599), der Dagulf-Psalter (vor 795; R. BEER, Monumenta palaeographica Vindobonensia I [1910] Taf. 17 ff.) u. a.

Die Signatur der ersten Phase des karolingischen Schriftwesens ist trotzdem die Freiheit in der Gestaltung der Schrift in den lokalen Schulen. Manche Schriften, die der sich abzeichnenden vervollkommneten Minuskel schon vorher nahegestanden hatten, haben zwar an Regelmäßigkeit zugenommen, einzelne ihrer Provinzialismen jedoch beibehalten: die alemannische Schrift ihre breiten runden Züge und die häufige Ligatur nt (vgl. „Murbacher" Hymnen: BAESECKE, Lichtdrucke 31—33; BRUCKNER, Scriptoria medii aevi Helvetica II), burgundische Schriften ihr h mit dem nach links hängenden Schaft (z. B. CLA 555), Veroneser Schriften ein flachgedecktes, halbunziales oder fast halbunziales g (vgl. CLA 601), und die schön ausgebildete rätische Schrift ihre Betonung der Brechung und das eigenartige, auch in der westgotischen und beneventanischen Schrift vorkommende t (vgl. z. B. das Remedius-Sakramentar aus Chur: Chroust I, 17, 7; BRUCKNER, Scriptoria I, Taf. 6 f.; KIRCHNER 36 a). Im ganzen gesehen, ist in diesem Abschnitt der Konsolidierung der karolingischen Minuskel nur ein Teil der Schulen unter Wahrung ihrer örtlichen Stile zu vollendeten Prägungen der vereinfachten und regularisierten Schrift gelangt, während die übrigen ihre meist runden, schwereren, an Ligaturen reicheren Schriften wohl auch zügeln, im Prinzip aber weiterschreiben. Wie wenig sich aber noch um 800 ein italienisches Skriptorium um eine Reform bemühen konnte, zeigt das Bild vollendeter Unordnung des Schriftwesens in Lucca, das in der Hs. Lucca 490 sich darbietet (CLA 303 a—f; L. SCHIAPARELLI, Il codice 490 della Biblioteca Capitolare di Lucca e la scuola scrittoria lucchese sec. VIII—IX [Studi e Testi 36, Roma 1924]). — Vgl. Abb. 1.

Erst vom Beginn der zweiten Phase ab, der um 810—820 liegt, vollziehen die meisten Skriptorien, die an solchen Schriften festgehalten haben, den entschiedenen Wechsel hin zu mehr nüchternen, spitzeren, schlankeren und rechtsgeneigten Schriften, im großen und ganzen nach westfränkischer Mode. Wahrscheinlich ist der Einfluß von Tours, von wo aus im IX. Jh. an Klöster und Kirchen im ganzen Reich schöngeschriebene Vollbibeln geschickt wurden, bei dieser Vereinheitlichung nicht gering anzuschlagen. Um 820 sterben die rätische und alemannische Schrift, die Maurdramnus-Minuskel von Corbie und die runderen frühkarolingischen Schriften von Lorsch, Metz, Freising, Verona usw., und damit verschwinden nach und nach das cc-a und die Ligatur nt, die durch NT ersetzt wird. Eine Zeitlang scheint das neue Alphabet ohne Doppelformen als Ideal anerkannt zu werden, wie es z. B. Teile des Dagulf-Psalters und viele Hss. der Schule von Tours zeigen. Zahlreiche weitere Schulen kommen diesem Ideal zeitweilig nahe. Andere Skriptorien dagegen haben die Nebenformen: offenes a mit zwei Spitzen (wohl aus der ags. Schrift herübergenommen) und unziales D und N, nie aus der Minuskel ausgeschlossen. Auch die Majuskelformen S und V bürgern sich noch im IX. Jh. wieder ein: S am Wortende, V statt u hier und seltener am Wortbeginn.

Gleichzeitig mit der Vollendung der karolingischen Minuskel werden auch die Majuskelschriften, die noch in frühkarolingischer Zeit z. T. vermischt oder stark verzerrt erscheinen, nach guten alten Mustern reformiert: die vergrößerte Capitalis für Titel, die sogar Formen der merovingischen Lapidarschrift angenommen hatte (CLA 617, 860), nach epigraphischen Musteralphabeten der Kaiserzeit, die Rustica und Unziale nach alten Hss., deren besondere Formen bisweilen deutlich durchscheinen. Tours und einige mit Tours in Verbindung stehende Skriptorien verwenden auch Halbunziale. Alle diese werden in streng hierarchischer Ordnung als Auszeichnungsschriften eingesetzt.

Die frühe und mittlere Karolingerzeit (bis zur Mitte des IX. Jhs.) bildet eine Blüteperiode der Schreibkultur und des kalligraphischen Geschmacks. Eine Welle der Bibliophilie ist durch das ganze Frankenreich gegangen, und im Wetteifer sind wohl in den meisten Klöstern und Stiften, in denen die Mittel hinreichten, planmäßig ausgewählte Bibliotheken geschaffen worden. Wahrscheinlich sind zu keiner anderen Zeit vor dem XII. Jh. so viele Bibliothekshss. geschrieben worden wie damals. Hinzu kommt die reichliche Ausstattung der Kirchen mit liturgischen Hss.; die Landkirchen wurden von den Bischofssitzen und begüterten Klöstern aus versehen. Aus einer Anzahl der karolingischen Schulen sind noch bedeutende Bestände erhalten, an denen sich die örtliche Schriftentwicklung durch Generationen

verfolgen läßt. Ausgeprägte Schulstile und verräterische „Ohrmarken" bieten sich als Anhalt, um sogar versprengte Hss., die keinen Miniaturenschmuck besitzen, bestimmten Skriptorien zuzuweisen. Von den französischen Schulen sind Tours, Corbie, Fleury, St. Amand, Reims, St. Denis und Lyon am besten zu rekonstruieren, wogegen die Hss. anderer Zentren mit großen einstigen Bibliotheken wie St. Riquier gänzlich oder fast vollständig verloren sind. In Oberitalien sind die karolingischen Schreibschulen von Bobbio und von Verona (unter Pacificus) und einigen anderen Bischofsstädten besonders tätig gewesen. Von den dt. karolingischen Schreibschulen am Rhein sind aus Köln (L. W. JONES, The Script of Cologne from Hildebald to Hermann [Cambridge Mass. 1932], Chroust II, 6), Mainz (W. M. LINDSAY—P. LEHMANN, Pal. lat. IV [1925] S. 5 ff.), Lorsch (LINDSAY, Pal. lat. III [1924] S. 5 ff.), Weißenburg (für das spätere IX. Jh.: P. PIPER, Otfrid und die übrigen Weißenburger Schreiber des IX. Jhs. [1899]), Reichenau (Chroust I, 19; II, 10) und, allen anderen durch den Reichtum seiner karolingischen Überlieferung überlegen, St. Gallen (BRUCKNER, Scriptoria II/III; Chroust I, 14 ff.) größere Blocks von Hss. auf uns gekommen. Die Schriftentwicklung des unter Hrabanus Maurus hervorragend tätigen Skriptoriums von Fulda, das karolingische und ags. Minuskel pflegt, ist in weitverstreuten Resten, einem kleinen Bruchteil des noch im XVI. Jh. Erhaltenen, zu erkennen; sie weist ähnliche Züge auf wie jene von Würzburg (B. BISCHOFF—J. HOFMANN, Libri Sancti Kyliani [1952]; Chroust I, 5.). In Südostdeutschland hebt neben den gut bezeugten Schulen von Freising (Schreibschulen, Taf. 2 c bis 4 d), Regensburg (ebd. Taf. 5 d—8 c) und Benediktbeuern (ebd. Taf. 1 c—2 b) die Salzburger Schule sich dadurch heraus, daß sie durch die von Erzbischof Arn aus St. Amand mitgebrachten Schreiber zu einer Pflanzstätte westfränkischer Schrift geworden ist (vgl. Chroust I, 7). Daneben sind zahlreiche weitere lokalisierte und unlokalisierte Gruppen festzustellen. — Vgl. Abb. 2.

*b) Die Schriftentwicklung in Deutschland vom IX. bis zum XII. Jahrhundert*

Nach dem Aussterben der „insularen" Schriften in Deutschland und der Bretagne reicht das Herrschaftsgebiet der karolingischen Minuskel von den Pyrenäen bis nach Ostsachsen, von Dänemark bis südlich von Rom. Die empfangenen Impulse und die kulturelle Einheit einerseits, der Mangel an innerer Lebendigkeit der Schrift anderseits verhinderten ein neues Auseinanderfallen des Schriftwesens nach den Reichsteilungen. In den folgenden Jhh. eroberte die karolingische Minuskel von ihrem weiten Kerngebiet aus England und Spanien. Nach England wurde sie im X. Jh. im Gefolge der von Fleury ausgehenden monastischen Reform gebracht; ags. Schrift wurde nur noch für die Volkssprache bis ins XII. Jh. beibehalten. Die westgotische Schrift in Spanien wurde vom Ende des XI. Jhs. an zusammen mit der mozarabischen Liturgie unter römischem und kluniazensischem Einfluß allmählich verdrängt, nachdem in Katalonien schon im IX. Jh. karolingische Schrift Fuß gefaßt hatte.

In der karolingischen Minuskel werden schon im späteren IX. Jh. die Anzeichen einer tieferen Umwandlung der Schrift bemerkbar, in Deutschland im allgemeinen sehr auffällig, wenig dagegen in Frankreich. Sie stand bis dahin, trotz bewußter kalligraphischer Stilisierung, unter einem Gesetz zwangloser, lebendiger Formung; jeder Buchstabe, jedes Glied eines solchen wurde seiner natürlichen Funktion in einem Ganzen entsprechend gestaltet. Diese harmonische Form bricht nunmehr auseinander (vgl. z. B. BRUCKNER, Scriptoria III, Taf. 19 a, 26 a, 30 a; Anamod von Regensburg, um 890: Chroust I, 1, 6; Schreibschulen, Taf. 8 c); der Schwung ist abgefangen und gehemmt, man setzt die Bausteine des Buchstaben zusammen, ungelenk und hart, und bildet sie um, z. T. nach falschen Analogien. Bögen werden zu Krallen (z. B. bei h, m), ein flacher Schwung wird genickt (bei r), statt des leichten Auf- und Absetzens der Feder werden winklig ansetzende Strichlein sichtbar (z. B. bei i, m). Die wenigen übriggebliebenen alten Kursivligaturen werden nicht fließend, sondern stockend gebildet und sogar mißverstanden nachgeahmt. Die Verarmung der Schrift offenbart sich um die gleiche Zeit in dem bewußten Verzicht auf Kursive in der königlichen Kanzlei.

Im X. Jh. setzt sich diese tief im IX. beginnende Stilphase fort, aber die Härten und die Unausgeglichenheit der Schrift nehmen im allgemeinen zu. Auch ist die Disziplin der Schreiber bisweilen auffällig gering. Unter der Ungarnnot hatte in weiten Teilen Deutschlands kulturelles Leben überhaupt aufgehört oder sich nur mühsam gefristet. In dem verwüsteten Bayern wurde der Wiederaufbau besonders von dem hl. Wolfgang von Regensburg mit Hilfe tüchtiger Mönche aus Trier in Angriff genommen. Die Bibliothek des von dem Trierer Hartwig neubegründeten Tegernsee ist ein Muster dafür, wie durch mehrere Schreibergenerationen die Bücherverluste ersetzt wurden (Chroust II, 1, 6 ff.). Geringer war die kulturelle Zäsur in Alemannien und dem Rheinland, wo die bekanntesten Hss. des späten X. Jhs., die illuminierten Prachtcodices der Schulen der Reichenau, von Trier, Köln u. a. entstehen, deren Blüte sich ins XI. Jh. fortsetzt; ihre Schrift ist

z. T. gedrungen und schwer (Steffens[2] 70a; Chroust II, 8, 1), für die Majuskelschriften ist bisweilen offensichtlich erneut auf alte Vorlagen zurückgegriffen (Gero-Codex: Chroust I, 19, 6). Bei manchen Schriften des späteren X. und auch noch des XI. Jhs. bestimmen die knotigen Verstärkungen der Ansätze von i, n, u, m, langem s, f, r und p den Eindruck, z. B. bei Froumund von Tegernsee (Chroust II, 1, 6a, c) und in der Bamberger Apokalypse (Reichenau: ebd. I, 20, 6 — hier gegabelt; auch noch in St. Gallen saec. XI.[2]: ebd. I, 16, 10). — Vgl. Abb. 3.

Im allgemeinen gelingt es erst um 1000 und danach, das, was vorher stärker oder leiser auseinanderstrebt, zu einem dichteren, glatteren Schriftbild zusammenzufassen (z. B. Ellinger von Tegernsee: Chroust II, 1, 7; ebd. I, 3, 6 aus Regensburg). Diese kalligraphisch nun wieder voll beherrschte Schrift, die die Extreme der Magerkeit wie der Fülle vermeidet, erhält ein Spannungsmoment durch die Tendenz zur Streckung: ein schrägstehendes Oval ist die innere Form. In der ersten Hälfte und der Mitte des XI. Jhs. ist dieser Stil über den größten Teil Deutschlands verbreitet. Zur höchsten Eleganz ist er in Süddeutschland von der Schreibergeneration des II./III. Jahrhundertviertels ausgebildet (z. B. Uta-Evangeliar aus Regensburg: Chroust I, 3, 4), innerhalb deren der fleißige Regensburger Kalligraph Otloh sich einer ungewöhnlichen Wertschätzung erfreut haben muß, da er außer für sein Kloster für zahlreiche auswärtige Prälaten und Stätten gearbeitet hat (vgl. seine eigenhändigen Aufzeichnungen: Arndt-Tangl[4] 19; außerdem Chroust I, 3, 7 und 8; Petzet-Glauning 13 = Eis 15). Im einzelnen sich wandelnd, teils schärfer, teils stumpfer, hat diese schrägovale Prägung der karolingischen Minuskel in Süddeutschland und Österreich bis um 1200 und vereinzelt darüber hinaus fortgelebt, unberührt von der von Westen her andringenden Mode (Chroust II, 13, 9 aus Melk um 1240; II, 3, 6 aus Tegernsee um 1260). Unterdessen scheinen im XI. Jh. westdeutsche und nordwestdeutsche Schulen diese schrägovale Stufe nicht in gleichem Maße auszubauen, wenn sie sie überhaupt erreichen. Sie bleiben vielmehr bei geraderen, kantigeren, häufig gedrungeneren, bald auch hochgezogenen Schriften (vgl. Chroust II, 4, 10b aus Trier; II, 5, 1/2 und 7 aus Echternach; II, 8, 4 aus Köln), und im XII. Jh. öffnen sie sich viel eher dem vom Westen kommenden frühgotischen Stil. — Vgl. Abb. 4.

Man darf jedoch das Bild der Schrift dieser Jhh. nicht ausschließlich nach den Prachtcodices und den Bibliothekshss. zeichnen. Die Belebung des Schulwesens, die erklärende Lektüre von Bibel und Schulautoren verlangten vielfach die Anwendung eines kleineren Schriftgrades zur Eintragung von Glossen usw. Solche Schrift, in der auch sehr viele ahd. Glossen geschrieben sind, entwickelt sich mehr und mehr von einer bloßen Verkleinerung der Textschrift zu gewissen abweichenden Formen: z. B. a mit verlängertem Schaft, ferner langem s und f (die beide in der Textschrift nur leicht die Zeile durchschneiden) und besonders r, die weit unter die Zeile reichen (vgl. schon Schreibschulen 1, Taf. 6d; besonders Otloh bei Chroust I, 3, 8 gegenüber I, 3, 7).

Die Veränderungen der karolingischen Minuskel vom späteren IX. bis XII. Jh. sind vor dem Übergang der Schrift zur Gotik verhältnismäßig gering. Vielgestaltig, oft sperrig, sind k und z; der Versuch, die einzelnen Formen zeitlich und örtlich festzulegen, ist noch nicht geglückt (M. ZIEMER, Datierung und Lokalisierung nach den Schreibformen von k und z im Ahd. [Diss. Halle 1933]). Das h, dessen Bogen schon im IX. Jh. meist krallenförmig ist, verlängert diesen vom XII. ab gewöhnlich unter die Zeile. Während N aus der Minuskel bald schwindet und auch der Gebrauch des offenen a mit zwei Spitzen allmählich zurückgeht, gehören rundes d und v (seit dem XI. Jh. auch im Wortinneren häufig) jetzt zum festen Bestand. Das am Wortende häufige, meist hochgestellte runde s findet sich schon im X. Jh. oft in Ligatur mit v. Für den Laut w, seit alters durch Verdoppelung des u-Zeichens ausgedrückt (uu, uv, usw.), erscheint im XI. Jh. die festverbundene Form w (vgl. schon die ‚Homilie Bedas' saec. X: Gallée 3c). Als ein Überbleibsel kursiven Schreibens kommt die keulenförmige Verdickung der Oberlängen nach dem X. Jh. gänzlich aus der Mode, nachdem sie schon vorher häufig knopfartig zusammengezogen oder ähnlich der insularen Art durch einen Nebenstrich von links spachtelförmig verstärkt worden war. Daraus wird, zuerst in westdeutschen Schriften um 1100, eine offen daliegende Gabel (z. B. Chroust II, 4, 10b; 5, 5; 8, 6b). Die schon vorkarolingisch sehr häufige e caudata (ę) für den Diphthong ae verdrängt diesen im X. und XI. völlig und weicht im XII. Jh. selbst dem einfachen e. Für den dt. Diphthong uo wird schon im IX. Jh. die Gruppe ů gebildet (Petzet-Glauning 4), die im X. Jh. besonders am Wortanfang (bei Namen) zur festen Ligatur ů wird. Im XII. Jh. wird das Gegenstück ů häufiger (bisweilen auch für den Diphthong ou; Petzet-Glauning 20). Seit etwa 1100 (in Italien schon am Ende des XI. Jhs.) erhalten zwei benachbarte i (wofür in westlichen Hss. vielfach ij steht) Striche (íí) zum Unterschied von u, was auch beim einzelnen i schon im XII. Jh. auftritt (Petzet-Glauning 20).

Wenig auffällig und doch nachhaltig wirkt in

der Schrift dieser Jhh. ein gewisser insularer und zwar irischer Einfluß, der wahrscheinlich auf irische Lehrer zurückzuführen ist. Zu seinen Symptomen gehört der überraschend häufige Gebrauch des Spiritus asper statt h, in Korrekturen, aber auch von erster Hand (z. B. in den Straßburger Eiden, Enneccerus 34/6; Steffens[2] 69); er steht sogar auf der Zeile (Clm 14070c, f. 54; 14792, f. 60). Seltener ist der Spiritus lenis bei vokalischem Anlaut bzw. bei der Tilgung von h. Von dorther stammen auch die bis ins XI. Jh. sehr verbreiteten Ligaturen mit unter der Zeile angehängten Vokalen (a, i, o) und ebenso die monogrammatischen Ligaturen in Abkürzungen wie qd mit Kürzungszeichen für *quod, quidem* usw. Die Ligatur von rundem d mit hochgestelltem e (XII. und XIII. Jh.) ahmt sie nach (z. B. Petzet-Glauning 20). Über gräzisierende Schreibung der Abkürzungen vgl. u.

In der Entwicklung der Urkundenschrift vom IX. bis zum XII. Jh. in Deutschland lassen sich ähnliche Erscheinungen beobachten wie in der Buchschrift. Die frühkarolingische Kanzleischrift hatte die gedrängte, langgestreckte merovingische Kanzleischrift fortgesetzt, war jedoch gleichmäßiger, offener und höfischer geworden. Eine Nachahmung dieses Schriftcharakters versucht der Schreiber der Hammelburger Markbeschreibung (Chroust I, 5, 7; Arndt-Tangl[4] 73).

Unter Ludwig dem Deutschen erfolgt, parallel dem Wandel in der Buchschrift, der entschiedene Bruch mit der kursiven Tradition überhaupt. Die Änderung geht auf den Notar Hebarhard zurück, der seit 859 in der Kanzlei nachweisbar ist. Die neugeschaffene „diplomatische Minuskel" hat im allgemeinen die Buchstabenkörper der gewöhnlichen Buchminuskel angenommen, doch erhält die Schrift durch die langen, geschwungenen Oberlängen, durch offenes a, langes r, schnörkelhafte Aufsätze auf c, e und p und die ähnlichen Veränderungen der langen Buchstaben, durch einige Ligaturen und das verschnörkelte Abkürzungszeichen ein eigentümlich zusammengesetztes Aussehen. Im XI. und XII. Jh. gewinnt die Diplomschrift der Kanzlei eine strenge Feierlichkeit; unter Friedrich II. kommt sie außer Gebrauch. Die unter den Saliern übliche Hervorhebung der Eigennamen durch Majuskelbuchstaben, die schon vorher vereinzelt auftritt, haben die Diplome z. B. mit vielen Legendenhss., die die Namen der Heiligen ebenso auszeichnen, gemein. Die Schrift der Privaturkunden ist im ganzen Buchschrift, z. T. mit einzelnen Schnörkeln; vom XI. Jh. ab wird aber die Schrift der kaiserlichen Kanzlei auch in den Urkunden der weltlichen und geistlichen Großen nachgeahmt.



Das Herrschaftsgebiet der lateinischen Schrift ist vom IX. bis zum XII. Jh. von Deutschland aus um die großen, von Salzburg, Regensburg und Passau, von Hamburg-Bremen, von Magdeburg und Gnesen dem Christentum gewonnenen Landschaften erweitert worden.

Bemerkenswert sind die Wanderungen einiger dt. Denkmäler in andere Länder in ottonischer und salischer Zeit: des ‚Heliand' und der ‚Cambridger Lieder' nach England (vgl. oben zur ags. Schrift) und einer Kanoneshs. mit ahd. Glossen nach Montecassino, wo in der Mitte des XI. Jhs. zwei Deutsche die Abtswürde innehatten (beneventanische Abschrift in Montecass. 541).

Lit.: B. BISCHOFF in: *Nomenclature des écritures livresques du IXe au XVIe siècle* (Paris 1954), S. 7f.

### 4. Die gotische Schriftperiode (XII.—XV. Jahrhundert)

#### *a) Textura (Textualis)*

Ein neuer Stil der Buchschrift kündet sich im XI. Jh. in Belgien und Nordfrankreich an. Noch im X. Jh. hatte die Schrift hier im wesentlichen an den karolingischen Formen festgehalten, die jedoch schärfer und steifer geworden waren und an Harmonie verloren hatten. Im XI. Jh. werden die Veränderungen stärker sichtbar, gestreckte und zusammengedrängte oder kantige Schriften herrschen vor; feine winklig ansetzende An- und Abstriche bilden sich aus, die Oberlängen werden spachtelförmig verstärkt, der Schaft des a entschieden aufgerichtet. Nun faßt um die Mitte des XI. Jhs. in Belgien und Nordfrankreich eine Erscheinung Wurzel, die schon in insularen und insular beeinflußten Schriften des VIII. und IX. Jhs. sowie in jüngeren englischen Schriften weit verbreitet war, und die den Formkanon der beneventanischen Schrift beherrscht: die Brechung der Schäfte. Der belgische Typ dieser gebrochenen Schrift, mit kurzen Schäften und etwa quadratischen Proportionen von n und u, hatte nur eine kurze Lebensdauer. Dagegen war die längliche gebrochene nordfranzösische Schrift eine um so folgenreichere Schöpfung, als sie dem Wollen des aufsteigenden gotischen Baustils parallel ging und auf die Schriftseite einen ähnlichen Eindruck bannen konnte. In England traf diese Schrift der Normannen auf eine charakteristische Kalligraphie, und wenn im XII. Jh. das Bild der westlichen frühgotischen Schrift neben der Geschlossenheit eine gewisse Fülle und Weichheit annimmt, so scheint eine englische Komponente im Spiel zu sein. — Vgl. Abb. 5.

Die auffälligsten Merkmale dieser nordfranzösischen Schrift und aller späteren gotischen Textura sind — gegenüber der karolingischen Minuskel und der vorherrschenden dt. Schrift des XI. Jhs. —

die Streckung und die gerade Aufrichtung aller Schäfte, die auch den Schaft des a einbezieht. Ebenso wesentlich ist aber schon für das Ausgangsbild der gotischen Buchschrift, daß mit Ausnahme von g, j, p, q, y und dem Bogen des h, dessen Spitze die Zeile berührt oder durchschneidet, alle Buchstaben, also auch f und langes s, auf der Zeile stehen; es gehört zu den Prinzipien der Gotisierung, daß alle senkrecht auf der Linie stehenden Schäfte gleich behandelt, also umgebrochen oder mit Verbindungsstrichen versehen werden. Die Arten der Schäfte sind in der westlichen frühen Gotik im allgemeinen nach einer klaren Norm geregelt: i, die Schäfte von u, r und p, und die führenden (ersten) Schäfte von m und n sind am oberen Ende wie die Oberlängen gebildet, also mit Gabelung, oft sehr ausgeprägt. Die folgenden Schäfte von m und n sind mit Haarstrich angehängt und sehr häufig im oberen Drittel abgeknickt; wenn nun der Haarstrich winklig von dem Schattenstrich abgesetzt ist, kommen Spitzarkaden, den Spitzbögen der Architektur vergleichbar, zustande. Die Gabelung der mittellangen Schäfte, die auch in Deutschland im Zuge der Gotisierung allgemein angenommen wird (z. B. Rufinus aus Trier von 1181: Steffens[2] 86; Chroust II, 6, 2), ist noch in der prachtvoll geschriebenen Bibel von Bredelar (von 1238: Chroust II, 24, 2) deutlich zu sehen. Um die Mitte des XIII. Jhs. wird sie wohl endgültig durch eine andere Bildung der Schaftansätze verdrängt, die sich im XII. Jh. anbahnt. Im Unterschied von den gegabelten Oberlängen — die später oft nur einen leichten Zierstrich erhalten — kommt für die mittellangen Schäfte schon im XII. Jh. die Tendenz auf, die Gabelung des Ansatzes zu einer kantigen Verstärkung zusammenzuziehen. Der konstruktive Sinn des gotischen Zeitalters hat nicht geruht, bis für das Verhältnis des beherrschenden geraden Striches und der umgebrochenen Teile die klarste Lösung gefunden war: letztere werden zu auf die Spitze gestellten Quadraten oder, bei angehängten Schäften, zu Rechtecken bzw. auch hier zu Quadraten; denn um ganz gleichgebaute Reihen von Schäften zu erhalten, hat man vielfach die Haarstriche unterdrückt, und die „Quadrangeln" berühren sich mit den Spitzen (z. B. Petzet-Glauning 48). Daneben besteht aber der einfache Ansatz durch kurzen Haarstrich auch für die ersten Schäfte fort. Die An- und Abstriche sind meist steilgestellt (z. B. Rufinus von 1181, s. o.); nur vereinzelt wird in frühen gotischen Schriften der Versuch gemacht, sie zu waagerechten Basisstrichen umzugestalten (Petzet-Glauning 22, Hand I; Chroust I, 23, 9; nach italienischen Vorbildern?). Viel öfter sind i, n, m, r usw. auf der Zeile glatt abgeschnitten; für diese Schrift ist später der Name *textus praecisus* belegt. Besonders in England beliebt, wird sie gelegentlich auch in Deutschland verwendet (Antiphonar aus Leubus ca. 1280/90 bei E. KLOSS, Die schles. Buchmalerei d. MAs. [1942] Abb. 29 ff.).

Brechung, Streckung und die gleichartige Organisation aller auf der Linie stehenden Schäfte treten als Symptome der Gotisierung schon seit dem XI. Jh. auf, und wo sie zusammenwirken, darf wohl von frühgotischer Schrift zum Ausdruck des formalen Unterschieds gegenüber der karolingischen Schrift gesprochen werden.

Zum charakteristischen Bilde (vollendeter) gotischer Textura gehört jedoch bestimmend noch eine andere, später einsetzende Erscheinung, die Bogenverbindungen, die nach den von Wilhelm Meyer gefundenen Regeln gebildet werden. Die Regeln besagen: 1. Wenn zwei Buchstaben einander zugekehrte Bögen haben (z. B. be, oc, po), so werden sie so nahe zusammengerückt, daß die Bogenlinien sich teilweise überdecken. Sind also die Bögen der Textura in gerade Striche umgebrochen, so haben die Buchstaben die senkrechten Teile der umgewandelten Bögen gemeinsam. Ferner werden bb und pp zusammengeschrieben; diese treten z. T. sogar vor den anderen Verbindungen auf (Chroust I, 22, 2a und 3). 2. Um ein Zusammentreffen von Bogen und geradem Strich möglichst zu umgehen, wird das „runde" r aus der alten Ligatur or auch an die Bogenbuchstaben b, rundes d, h, p, v, y angeschlossen. Diese Regeln sind am Anfang des XIII. Jhs. auf die gotische Textura übertragen worden, nachdem die erste bereits vorher in der gleichfalls von der Brechung beherrschten Beneventana erprobt war. Ihr Ursprung und Zweck ist es, der Ästhetik der gotischen Schrift entsprechend, daß ein möglichst geschlossenes Schriftbild erzeugt werden soll. In der Ausnützung und Anwendung der Verbindungen verhalten sich die Schreiber sehr verschieden; doch ist von den Regeln aus die Wahl der Buchstabenformen, ob langes oder rundes d, ob u oder v, und in der Jenaer Liederhs. sogar, ob i oder y, beeinflußt worden. Die Regeln sind bis in die Frühdruckzeit lebendig geblieben. — Vgl. Abb. 6.

In ihren strengsten Formen (z. B. Degering 95) läßt die nordische Textura überhaupt keine runden Striche zu, sondern löst selbst die Bögen in gebrochene, winklig zusammengefügte Züge auf. Meist, vor allem in den kleineren Graden, verbindet sie Rundung und Brechung oder verschleift letztere. Vereinfachte Textura ist z. B. im allgemeinen die abkürzungsreiche Universitätsschrift des XIII. und XIV. Jhs. von Paris und Oxford, und erst recht ihre verfeinerte Abart, die winzige und dabei doch klar lesbare „Perlschrift", die für Taschenexemplare der Vulgata und des NT. im

XIII. Jh. geschaffen wurde (Crous-Kirchner 9; Degering 81; New Paleographical Society, I.ser., II, 217 nach vier Exemplaren).

Die Ausbildung all dieser Charakteristika findet nicht auf dt. Boden, sondern in Frankreich und England statt.

Die Rezeption der neuen Schrift ist dadurch gefördert worden, daß seit dem frühen XI. Jh., etwa seit Fulbert von Chartres, die deutschen Scholaren gewohnt waren, in Frankreich die Heimat der höheren Bildung zu sehen und an die dortigen Schulen zu ziehen. Dadurch hatten vielleicht schon einzelne westliche Schriftmerkmale Eingang gefunden (etwa ein bogenförmiger Abkürzungsstrich, z. B. Chroust II, 20, 5 aus Hildesheim 1103). Die Anziehungskraft der französischen Schulen übertrug sich auf die Universität Paris. Auch die Ausbreitung des streng zentralisierten Zisterzienserordens, der sich in Frankreich durch ein in Schrift und Dekor sehr einheitliches Buchwesen auszeichnet, hat den Übergang zur gotischen Schrift begünstigt. Von einer typischen „Zisterzienserschrift" kann in Deutschland jedoch nur mit Vorbehalt gesprochen werden, da die zahlreichen süddeutschen und österreichischen Zisterzienserklöster im allgemeinen an der schrägovalen Schrift dieser Gebiete festhalten (vgl. z. B. eine so typische Zisterzienserschule wie Heiligenkreuz: Chroust II, 14 und 15). Gegenüber dieser westlichen Orientierung des dt. Schriftwesens ist ein Einfluß der runderen italienischen Schrift der Gotik, die in der Rotunda gipfelt, nur ausnahmsweise in Deutschland wahrnehmbar (vgl. Chroust I, 2, 4 Bamberg; II, 14, 9b Heiligenkreuz ca. 1230; E. KLOSS, Die schlesische Buchmalerei d. MA.s, T. 49/50, 52 ff.: schlesisch um 1320; häufiger in Süddeutschland im XV. Jh.).

In Westdeutschland kam der kantigere Schriftcharakter der Gotisierung entgegen. Ein Blick auf die Schule von St. Mathias in Trier als Beispiel vermag zu zeigen, wie auf bereits entschieden gestreckte, aber noch unsichere Schriften der 1. Hälfte des XII. Jhs. (Chroust II, 5, 8a von 1126; 5, 9 nach 1131) eine strenge, gerade, steile Schrift mit konsequenter Beobachtung der steilen An- und Abstriche, auch bei f und langem s, folgt (ebd. II, 6, 2 von 1181); bei einer Schrift von 1243 (ebd. II, 6, 6a) sind Brechung und Bogenverbindungen voll durchgeführt. So treten die Symptome der Gotisierung stufenweise auf. Zögernd vollzieht sich, nach 1150, eine Annäherung in der Bamberger Schule (Chroust I, 21/22). In anderen Gegenden, in denen die vorgotische Schriftentwicklung weniger Ansatzpunkte bot, vor allem in Südbayern und Österreich, dürfte die Übernahme gotischer Schrift meist in einem scharfen Bruch mit der Tradition erfolgt sein. Doch gibt es auch hier im späten XII. und frühen XIII. Jh. Übergangsformen, starre und bisweilen sogar stachlige Schriften (z. B. Chroust I, 17, 10 St. Gallen; II, 3, 2 und 5a Tegernsee; III, 4, 3/4 Weingarten; ähnlich Petzet-Glauning 21, Augsburg?). Im Laufe des XIII. Jhs. werden die Texturen dann belebt und bewegt (z. B. Carmina Burana: Petzet-Glauning 25); der einzelne Buchstabe erscheint in das Wortbild eingeschmolzen.

Während es ein allgemeines Merkmal der nordischen Schriftgotik ist, daß die gestreckten Schäfte und die aneinanderschließenden Bögen zu dichten, blockartigen Wortbildern zusammenrücken, fehlt dieses Streben nach Geschlossenheit vielen Schriften dt. Texte des XIII. und frühen XIV. Jhs. gänzlich. Vor allem kleinere Schriften verbinden mit dem Gebrauch eines breiten 3förmigen z und des mit einem Bogenschwung beginnenden v an jeder Stelle des Wortes eine sehr lockere Verteilung (z. B. Petzet-Glauning 26b u. 36), wogegen andere dt. Schriften sich durchaus nicht von dem normalen Bild der Textura abheben (z. B. ebd. 26a). Der Unterschied ist wohl im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß ein Teil der Schreiber schon vorwiegend an dt. Texte, andere (hauptsächlich klösterliche?) vorwiegend an lateinische Texte gewöhnt waren (vgl. die Gegenüberstellung bei Crous-Kirchner, Abb. 12 und 13).

Die Blütezeit der Textura in Deutschland ist das XIII. und XIV. Jh., doch nimmt die Schrift im XIV. Jh. einen übertrieben verzierten oder auch knorrigen Charakter an: so erhält t am Wortschluß einen abschließenden Zierstrich, und benachbarte Oberlängen werden durch einen Haarstrich verbunden. Eine besondere Varietät der Textura, in der die oberen Quadrangeln mit feingeschwungenen Spitzen, wie Flämmchen, ansetzen, scheint vorzüglich im südostdeutschen Raum beheimatet zu sein. Österreichische Schriften zeigen diese Erscheinung vereinzelt schon um 1300 (Chroust II, 12, 7b; 13, 4). Zum Merkmal eines regionalen Stils werden diese geflammten Quadrangeln in Böhmen und Schlesien unter Karl IV. und Wenzel, aber auch bis ins XV. Jh. hinein (Abb. bei J. v. SCHLOSSER: Jb. der kunsthistor. Sammlungen d. Allerh. Kaiserhauses 14 [1893] S. 214—317; das prachtvolle Hieronymus-Offizium des Johannes von Saaz von 1404: Chroust III, 16, 9/10; für Schlesien: E. KLOSS, Die schlesische Buchmalerei d. MA.s, Abb. 89 f., 93 ff., 144 f., 203 u. a.).

Im XV. Jh. scheint sich die große Textura, die nun oft etwas Nüchternes, Kastenförmiges annimmt, mehr und mehr auf liturgische Hss. großen Formats und auf die elementaren Schulbücher zurückzuziehen, jene Gebiete, auf denen der Frühdruck die Tradition weiterführt. Zu den Fak-

toren, die zu ihrem Zurücktreten beigetragen haben, gehört außer dem Aufkommen der Bastardschriften wohl auch die ausgedehntere Verwendung des Papiers, das zum Schreiben dieser Schrift wenig geeignet ist. Textura mit ausgeprägten Quadrangeln ist jedoch die erste Schriftart, in der die Letternschneider der Frühdruckzeit die Meisterschaft erreichen.

Außer den formalen Gestaltungen, nach denen die Geschichte der Textura im vorstehenden skizziert wurde, umfaßt diese Schriftart (als Gegensatz zur Notula) eine breite Skala kleinerer, weniger formaler Schriften, bis hinab zu Formen, die an Urkunden- und Briefschriften grenzen (z. B. die Schrift des Münchener ‚Tristan' und der Parzivalhs. G; Petzet-Glauning 32 und 33). In ihnen ist hauptsächlich die lateinische wissenschaftliche und Predigtliteratur, aber auch ein großer Teil der dt. Literatur vor dem XV. Jh. geschrieben; dann weichen sie den Bastardschriften. Einteilung und Benennung der Abstufungen bei LIEFTINCK (s. Lit.).

Die Buchstabenformen der Textura erleiden nur wenige Veränderungen, von denen einige bereits genannt sind. Das a nimmt am Ende des XIII. Jhs. durch Umbiegung des Schaftes eine zweibogige Form — wie fast allgemein in der Notula — an, die im XIV. Jh. besonders ausgeprägt ist; im XV. Jh. wird auch die Bogenlinie links oft als gerader Schaft gezogen, und der Buchstabe gerade geteilt (z. B. Crous-Kirchner, Abb. 49). An Stelle des i-Strichs tritt vom XIV. Jh. an allmählich der i-Punkt. Das r nimmt seit dem Ende des XII. Jhs. einen Zierstrich an, und im XII. und XIII. Jh. ist der Schulterstrich vielfach vom Stamm getrennt. Das z (s. o.) hat in dt. Hss. verschiedene auffällige Formen, z. B. aus drei Bögen (Koennecke, S. 37 und Petzet-Glauning 42b; ebd. 48) und in den Carmina Burana (ebd. 25) die ç-förmige, die in der südlichen Romania zu Hause ist (P. LEHMANN: MSB. 1939, H. 9, S. 27). Ein S-ähnliches Zeichen für ch in der Hs. C des Wirnt von Grafenberg erwähnt G. Fr. BENECKE (Ausg. Berlin 1819, S. XXXIV; Hinweis von H. Thoma).

Obwohl es im dt. MA. vor dem XV. Jh. einen ständigen Buchhandel und damit eine Typenbildung durch denselben nicht gibt, sind doch durch Brauch und Zweck gewisse Verbindungen von Schriftart, Buchtyp und Inhalt entstanden und jahrhundertelang festgehalten worden. Große Textura ist nicht nur für Missalien in folio gebraucht worden, sondern in feierlichster Steigerung auch für nicht eben große Pontifikalien und Canones missae (vgl. BRUCKNER, Scriptoria I, T. 38b; Degering 95; beide bei nur 12 Zeilen je Seite), ferner in Bibeln, Homiliarien, in Büchern für die klösterliche Tischlesung (z. B. Arndt-Tangl[4] 62 ‚Legenda aurea'; Petzet-Glauning 55 dies. dt.; Arndt-Tangl[4] 64 ‚Gregors Dialogi'), in Martyrologien, Anniversarien u. ä. Bei Rechts- und Statutenbüchern dokumentieren großes Format und Textura die Würde der Satzung (Arndt-Tangl[4] 28 ‚Goldene Bulle'; Hss. des ‚Sachsenspiegels' und der ostd. Rechte); darum ist ausnahmsweise die stattliche Urkunde über die Bestätigung des Magdeburger Rechts für Breslau (12. IX. 1283; Chroust III, 12, 7/8) in Textura geschrieben. Daß Hss. dt. Dichtung verhältnismäßig häufig in großen Formaten und großer Textura angelegt wurden (z. B. Jenaer Liederhs.; Manessische Hs.; Petzet-Glauning 39, 40 usw.) läßt schon im Äußeren erkennen, welchen Wert die Auftraggeber diesen Büchern beimaßen. Ein ganz anderes bevorzugtes Anwendungsgebiet für reguläre Textura sind, trotz ihrer Kleinheit (8° und darunter) bis ins XV. Jh. die Breviere, Stundenbücher und privaten Erbauungsbücher, darum auch die dt. Mystikerhss. (z. B. Petzet-Glauning 49b, 50; BRUCKNER, Scriptoria IV, Taf. 38d; DTdMA. 18, Taf.). Schließlich lernen an großer Textura die Kinder Lesen und Latein; denn ihre Schultabulae und Donate (in 4°) sind in dieser Schrift geschrieben.

### *b) Notula (gotische Kursive) und Bastarda*

Die zweite große Schriftgattung der gotischen Zeit ist nach der spätma. Terminologie die *Notula;* die heute daneben übliche Bezeichnung „gotische Kursive" läßt an eine Parallele zur älteren Schriftgeschichte denken, die jedoch im Technischen nicht zu streng gesucht werden darf. Freilich steht in den Anfängen dieser Gattung die Scheidung: Notula — Textura ebenfalls noch nicht fest, und die Grenzlinie ist im Fluß. Verstanden werden unter dem Ausdruck *Notula* nicht die letzten Ausläufer römischer Kursive in den italienischen Notarstuben, sondern das Neue, das aus der „gesunkenen" Buch- und Urkundenschrift sich entwickelt. Seit dem Ende des XII. Jhs. kann davon gesprochen werden, und es läßt sich, angefangen von der flüchtigsten Schrift von Konzepten, darunter zusammenfassen, was unterhalb der eben noch formalen Buchschrift und der ihr in dem festen Duktus nahestehenden formalen Urkundenschriften liegt und zudem die unter die Zeile verlängerten langen s und f besitzt; auch die Glossenschrift löst die Notula ab.

Diese Schrift verdankt der Urkundenschrift viel, und 300 Jahre lang verläuft die Geschichte der Urkundenschrift innerhalb oder längs ihrer Grenzen. Die neuen Tendenzen zeigen sich auch hier zuerst außerhalb Deutschlands. Seit dem Ende des XII. Jhs. lassen sich deutliche Übereinstimmungen zwischen den kurrentesten der an den

hohen Schulen und den von den Notaren gebrauchten Schriften beobachten: die gleiche Linksneigung, die fast bis zu ausgesprochener Girlandenbildung führen kann, wobei die Möglichkeit, Buchstaben wie u, n, m in einem Zuge zu schreiben, wiedergewonnen wird. Ferner — wie in älterer Urkunden- und Glossenschrift — der Gebrauch des unter die Zeile verlängerten langen s, f, r und runden s, und die Umbiegung dieser und anderer Unterlängen, wobei gelegentlich eine Schleifenbildung eintritt (frühe Beispiele: B. KATTERBACH - A. PELZER - C. SILVA - TAROUCA, Exempla scripturarum I [Rom 1928] 6 u. 8; II [1930] 34); die Wortenden werden gern mit einer Rundung nach unten abgeschlossen (auch bei m und n). Schließlich der Verzicht auf die Gabelung der Oberlängen, überhaupt eine Vereinfachung der Buchstabenformen. In diesen grundlegenden Zügen sind im ausgehenden XII. und im XIII. Jh. Gelehrtenhände, Registerschriften und die Mehrzahl der Urkunden- und Briefschriften einander eng verwandt, und vereinzelt nähert sich auch schon die Schrift dt. literarischer Texte diesem Charakter (vgl. die oben erwähnte Hand des Münchener ‚Tristan' und eines Teiles der Parzivalhs. G: Petzet-Glauning 32 u. 33).

Bei den Oberlängen, die in Urkundenschriften schon seit der diplomatischen Minuskel Hebarhards in einer Kurve von rechts ansetzten, geht die Tendenz mehr und mehr dahin, die Feder bei dem Schwunge nach oben, der zur Erreichung der Spitze erforderlich ist, schon tiefer — bzw. bei dem runden d schon weiter rechts — wieder aufsetzen zu lassen. So zeichnen sich Bögen ab, die bei kursiverem Schreiben zu geschlossenen Schlingen werden. Das Neue an diesen Schriften ist also, daß wieder Möglichkeiten zu kursivem Schreiben sich auftun, ohne stets gleichmäßig ausgenützt zu werden; häufig schreibt dieselbe Hand einen Teil der Buchstaben, ohne abzusetzen, während sie die anderen zusammensetzt (vgl. z. B. u und n/m bei Arndt-Tangl[4] 92 von 1288), ja sogar in ein und demselben Dokument die gleichen Buchstaben bald kursiv und bald zusammengesetzt (Chroust II, 17, 7a und 7b von 1287 u. 1282). — Vgl. Abb. 7.

Die festländische Urkundenschrift des XIII. Jhs. wird größtenteils von europäischen Moden beherrscht, die teils die zu würdigen und graziösen Formen gelangte Schrift der Kurie zum Vorbild nehmen, teils von Frankreich ausgehen, von wo aus sie offenbar durch die hier ausgebildeten Notare und vielleicht auch durch Vorlageblätter verbreitet werden; es sind aber nicht nur Notulatypen, sondern auch kräftige Schriften von Texturaart, jedoch mit verlängerten s und f, und mit den Ober- und Unterlängen und einigen weiteren Kennzeichen von Urkundenschriften (z. B. Steffens[2] 93). Diese letzteren treten zum XIV. Jh. hin zurück. In der dt. Urkundenschrift herrschen trotz großer Unterschiede in den lokalen Traditionen der zahlreichen Kanzleien verschiedene Stile in zeitlichem Wechsel vor, und es ist z. T. die kaiserliche Kanzlei, die den Ton angibt. In der 2. Hälfte des XIII. Jhs. überwiegt die Tendenz zu ausgesprochen flacher Gestaltung: die zierliche Schrift ist niedrig und breit. Schon am Ende des Jhs. löst sich diese Bindung an die Waagerechte, und im XIV. Jh. hängen die dünnen Unterlängen oft fadenförmig herab. In der kaiserlichen Kanzlei geht die Entwicklung der Schrift weiter zum Überladenen und Gekünstelten; diese erreicht unter Ludwig dem Bayern den Höhepunkt, in dessen Zeit die Bögen der Oberlängen zu spitzen Winkeln gebrochen und übermäßig stark schattiert werden (vgl. die ähnliche Schrift bei Arndt-Tangl[4] 27 und selbst die Textura des Enikel: Petzet-Glauning 40). Unter Karl IV. wird die Schrift einfacher, und das Vorbild der avignonesischen Kanzlei gewinnt an Einfluß. Im XV. Jh. wird der besondere Charakter der Urkundenschriften schwächer, namentlich infolge der Ausbreitung der Schreibmeisterschriften im Urkunden- und Buchwesen.

Ein extremer Grad kursiven Schreibens ist in der flachen und bogenreichen Konzeptschrift der Kanzleien erreicht, die sich schon unter Sigismund vorbereitet (Chroust I, 13, 3) und im 2. Drittel des XV. Jhs. sich rasch ausbreitet (z. B. Chroust I, 24, 7: Nürnberg 1449). Hier kündigen sich die Formen der späteren deutschen (Kurrent-) Schrift an (z. B. d, e, x).

Die letzte Schöpfung, die aus dem Schoße der spätma. Reichskanzlei erwächst, ist die Fraktur, eine längliche Kanzleischrift mit leicht geflammten Quadrangeln, spindelförmigen s und f, und Majuskeln, die besonders mit dem „Elefantenrüssel" verziert sind. Die Schrift der feierlichen Diplome aus der letzten Zeit Friedrichs III. ist eine unmittelbare Vorstufe. In der Kanzlei Maximilians wird schon um 1500 eigentliche Fraktura geschrieben (Abb. bei C. WEHMER, Beitr. z. Inkunabelkunde, N. F. II [1938] S. 164), und durch die Liebhaberdrucke des Kaisers, das Gebetbuch (1513, Crous-Kirchner, Abb. 81) und den Teuerdank (1517, ebd. 82), für dessen Typen der kaiserliche Sekretär Vincenz Rockner die *prob* schrieb, gelangt sie zu rascher Popularität.

Der Urkundennotula ähnlich, doch mit weniger ausgreifenden Oberlängen und Schwüngen, wird die Schrift schon am Ende des XIII. Jhs. für Urkunden- und Briefregister und geschäftliche Aufzeichnungen gebraucht (vgl. die Erwähnung Walthers in den Passauer Reiserechnungen: Koennecke, S. 38, und das Register des Passauer Domdechan-

ten Albert Beham 1246: Arndt-Tangl[4] 26; Chroust I, 1, 7 u. 2, 8; hier bilden die Luftlinien z. T. schon Schlingen). Die Konzeptschrift der Gelehrten, die, vielfach in Rötel, auch auf den Rändern von Universitätshss. häufig begegnet, ist spröder und löst sich, bei sehr raschem Schreiben, in einzelne Striche auf (vgl. Thomas von Aquino: Steffens[2] 95 u. KATTERBACH - PELZER - SILVA - TAROUCA, Exempla scripturarum I, 14 mit verschiedenen Schriftarten; einfacher Albertus Magnus: Abb. bei Kirchner 46b). Mit dem XIV. Jh. geht das Schriftwesen der Bücher in breiter Front zur Notula über; Papier und Notula gehören in dieser Zeit zusammen (Beispiele bei Schum; Petzet-Glauning 57 ff.). Die Schlingenbildung nimmt auch in der Büchernotula überhand, die Veränderungen der Buchstabenkörper sind die gleichen wie in der Urkundenschrift, aber die Schrift ist bescheidener als die Notula der Kanzleien, und die Stilunterschiede schwächer. Es fällt auf, wenn eine reine Notarschrift literarisch verwendet wird, wie in der Reinschrift des Johannes von Viktring (ca. 1342, Arndt-Tangl[4] 27), dem Rudolf von Ems Pal. germ. 146 (DTdMA. 20, Taf. 3), dem Berliner Parzivalfragment (Degering 92) und der Sammelhs. Cgm 717 (Petzet-Glauning 56; Eis 29). Schlichte Notula ist auch die Schrift der städtischen Verwaltung und bürgerlichen Buchführung (vgl. die Abb. von Geschäftsbüchern bei FR. BASTIAN, Das Runtingerbuch 1383—1407, I [1944], zu S. 240, 256, 264, 328 usw.).

Lehrreich für die Freiheiten persönlicher Schrift, die neue Formen hervorbringt, ist die Konzeptkursive des Abtes Johann von Viktring (Arndt-Tangl[4] 27); beim g sind die rechte obere und die linke untere Hälfte in einem Zuge zusammengefaßt (auch sonst im XIV. Jh. belegt: Petzet-Glauning 35 Sp. 1, 9; 44; 52; 53).

Um die Wende vom XIV. zum XV. Jh. sinkt die Büchernotula zusammen (in Urkunden z. B. schon Chroust II, 17, 10b und 18, 1a von 1362 und 1360): man will jetzt runde Schlingen schreiben; eine Folge ist die Möglichkeit der Verwechslung von b und v, von lb und w. Auch im XV. Jh. bestehen ganz bescheidene Notulaformen fort (z. B. Crous-Kirchner, Abb. 33, 37, 42 u. a.) und werden nach Bedarf auch von Schreibern, die eine Bastarda beherrschen, gebraucht (vgl. die beiden Schriften des Chronisten Andreas von Regensburg: Chroust I, 6, 6). Sie münden in die Kurrentschrift des XVI. Jhs. — Vgl. Abb. 8.

Bei dem breiten Leben dieser Schrift, bei der unablässigen Zunahme des Schriftverkehrs und dem Anwachsen der Registraturen, bei der immensen Schreibtätigkeit an den Universitäten und in den Orden konnte es nicht ausbleiben, daß auch in der Bildungsweise der Buchstaben Veränderungen eintraten, indem die Feder auf dem Papier blieb oder bequemere Wege suchte. Außer der Schlingen- und Schleifenbildung seien einige weitere genannt; manche wirken auf die Textura zurück. So entstand im späten XIII. Jh. durch Mitführen der Luftlinie das „zweistöckige" a, das auch im XIV. Jh. häufig bleibt. Verschiedene Richtungsänderungen sind bei g zu beobachten: im XV. Jh. wird häufig die Unterlänge schwungvoll hochgeführt, so daß sie den Buchstaben oben flach schließt und zugleich als Schopf dient (z. B. Crous-Kirchner, Abb. 42; für eine andere Form s. o. zu Joh. von Viktring). Andere Richtungsänderungen erfolgen im XV. Jh. bei dem runden s, das aus einem Strich oder Bogen links und einer flachen 3 besteht (a. a. O.) oder von unten nach oben geschrieben wird (a. a. O. 33). Eine neue Ligatur entsteht in sz. Sehr stark, bis zur Unkenntlichkeit, verändern sich die Großbuchstaben (Versalien) besonders im XIV. und XV. Jh., durch sehnenartige Zierstriche, Verdopplung und Schleifenbildung; seit dem späten XIV. Jh. treten die modischen Anschwünge in Form eines Hornes oder des „Elefantenrüssels" auf.

Gegenüber dem dt. Schriftwesen des XIV. Jhs. stellt jenes des XV. Jhs. sich mit einem verwirrenden Reichtum an Formen und Typen dar. Vor allem die Notula ist durch Streckung und Vergrößerung, durch gebrochene oder gerundete Stilisierung, durch Unterdrückung der Schlingen und auf mannigfache andere Weise variiert worden. Diese Vielheit, wenn nicht hervorgebracht, so doch gemehrt und eine Nomenklatur für sie erdacht zu haben, ist das Werk der Schreibmeister, denen im XVI. Jh. einer ihrer Zunft, Wolfgang Fugger, nachsagt, daß sie die Schrift „biegen, krümmen, radbrechen, hengken, köpffen und auff steltzen machen gehn" (Ein nutzlich und wolgegründt Formular [1553] Bl. k IV$^{v}$). Die erhaltenen Schreibmeisterblätter, z. B. das des Johannes Hagen (Crous-Kirchner, Abb. 30), das außer vier Arten Textura *Notula simplex, N. acuta, N. fracturarum, N. conclavata,* eine andere Notulaart, *Separatus, Bastardus,* und eine Übergangsschrift enthält, zeugen für die Sucht nach künstlicher Veränderung schon in der 1. Hälfte des XV. Jhs.

Diese erstreckt sich auch auf die Buchschrift, für die neben den schlichten Notula schwerere Schriften neu geschaffen werden, die durch geschlossenere Ordnung im Ausdruck der Textura sich nähern, z. B. die gedrungene, dicke, nahezu quadratisch aufgebaute Kölner Schrift (Crous-Kirchner, Abb. 45 u. 46), die nächstverwandt auch in Holland herrscht (ebd., Abb. 49 u. 50), wo der Name *Bastarda* dafür überliefert ist; es sind Bastarden in dem Sinne, daß sie Eigenschaften zweier Schriftgenera vereinigen, ebenso wie die *lettre*

*bâtarde*, die Buchschrift der westlichen Höfe, die im XV. Jh. durch preziöse Stilisierung französisch-burgundischer Kanzleischrift entstand (ebd., Abb. 28; Kirchner 49b).

Der von J. Kirchner begonnene Versuch, die landschaftlichen Unterschiede dt. Notula- und Bastardaschriften des XV. Jhs. (von ihm sämtlich als „Bastarda" bezeichnet) herauszuarbeiten: „oberrheinisch", „schwäbisch", „bayerisch-österreichisch", „fränkisch", „kölnisch", „niederdeutsch", verdiente, auf breiterer Grundlage fortgesetzt zu werden. Ließ doch der frühe Buchdruck, als er zu Bastarden überging, nach örtlichen Schriften seine Vorlagen schreiben.

Um die Mitte des XV. Jhs. halten Formen der Goticoantiqua (s. u.) im dt. Schriftwesen ihren Einzug. Ein halbes Jh. später hat der Buchdruck die lebendige Tradition der ma. Buchschriften untergraben (vgl. die seltsam künstliche Bastarda einer Ulmer Nonne von 1496: Crous-Kirchner, Abb. 36).

Lit. zu a) und b): J. BOUSSARD, *Influences insulaires dans la formation de l'écriture gothique:* Scriptorium 5 (1951) S. 238—264; W. MEYER, Die Buchstabenverbindungen der sog. gotischen Schrift (Abh. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl.; N. F. 1, 6, 1897); J. KIRCHNER in Crous-Kirchner, S. 7—25; B. BISCHOFF: *Nomenclature des écritures livresques du IXe au XVIe siècle* (Paris 1954), S. 7—14; G. I. LIEFTINCK: ebd. S. 15—32; C. WEHMER, Die Namen der gotischen Buchschriften (Diss. Berlin 1932 = ZblfBblw. 49); ST. HAJNAL, Vergleichende Schriftproben zur Entwicklung und Verbreitung der Schrift im XII. u. XIII. Jh. (Budapest—Leipzig—Milano 1943); ders.: Scriptorium 6 (1952), S. 177—195; ders., *L'Enseignement de l'écriture aux universités médiévales* (Budapest 1954); H. FICHTENAU, Mensch und Schrift im MA. (Wien 1946) S. 186 ff.; B. KRUITWAGEN, Laatmiddeleeuwsche Palaeographica, Palaeotypica, Liturgica, Kalendalia, Grammaticalia ('s Gravenhage 1942) S. 1—116; A. HESSEL: Zeitschrift d. Dt. Vereins für Buchwesen u. Schrifttum 6 (1923) S. 89—105; ders., Die Schrift der Reichskanzlei seit dem Interregnum und die Entstehung der Fraktur: GGN., Phil.-hist. Kl. 1937, S. 43—59; FR. UHLHORN, Die Großbuchstaben der sog. gotischen Schrift mit bes. Berücksichtigung der Hildesheimer Stadtschreiber (1924; Sonderdruck a. Zeitschrift für Buchkunde).

### c) Die humanistische Schrift

Für die italienischen Humanisten, die in der Rückkehr zu antiken Lebensidealen und Kunstformen die Erneuerung der Kultur suchten, war die Pflege einer klaren Schrift mehr als eine Äußerlichkeit, und schon Petrarca nahm eine freiere Stellung zum Kanon der Rotunda ein. Das Beispiel Poggios, der unseres Wissens als erster eine frühma., von ihm für antik gehaltene Schrift bewußt kopierte, gab der Reform eine entschiedene Richtung und wurde überall in den humanistisch gerichteten Kreisen Italiens nachgeahmt. Andere Schreiber hielten zwar an Rotunda-Formen fest, nahmen aber teilweise humanistische Schreibgewohnheiten an, so daß Mischungen aller Grade entstanden (Gotico-Antiqua). Schließlich eroberte die humanistische Antiqua praktisch das ganze italienische Schriftwesen mit Ausnahme des liturgischen und juristischen Bereichs. Ein besonders lehrreiches Beispiel humanistischer Schrift ist der Tacitus-Codex von Jesi, der den ‚Agricola' und die ‚Germania' enthält, und zwar von ersterem einen Teil des aus Hersfeld im XV. Jh. nach Italien gebrachten karolingischen Exemplars, durch das allein diese Texte den Humanisten bekannt wurden; dieser ist vervollständigt durch eine indirekte Abschrift des späteren XV. Jhs.

Das dt. Schriftwesen konnte von der neuen Schrift nicht unberührt bleiben. Zwar sind auf den Konzilien von Konstanz und Basel, die die deutschen Teilnehmer mit italienischen Humanisten, unter ihnen Poggio, in Berührung brachten, anscheinend nur vereinzelt humanistische Anregungen aufgenommen worden. Größer sind vielleicht die Wirkungen, die von Aeneas Sylvius, einem der Apostel des Humanismus am Wiener Hofe, ausgingen. Aber schon Petrus von Rosenheim, der spätere Melker Prior, der nach Subiaco ging, um die dortige Ordensreform kennenzulernen, kehrte mit der neuen Schrift zurück (Chroust II, 14, 1), und so erst recht zahlreiche dt. Studenten, die in Italien von den klassischen Studien gefesselt wurden und ihre Schrift mehr oder weniger der Antiqua anpaßten: z. B. der große Büchersammler Hartmann Schedel (Chroust I, 10, 10) und Hieronymus Rotenpeck (Chroust I, 10, 8). Andere blieben in Italien und erwarben ihren Lebensunterhalt. Auch gotisch-humanistische Mischschriften dringen in Deutschland ein und rücken an die Stelle von Bastarda: bei dem dt. Stuhlschreiber Molitor läßt sich beobachten, wie der humanistische Geschmack in seiner Schrift sich verstärkt (Abb.: C. WEHMER, Beiträge zur Inkunabelkunde, N. F. II [1938] S. 116 f.). In der Reichskanzlei kommt die humanistische Schrift unter Friedrich III. und Maximilian vereinzelt zur Anwendung (Kaiserurkunden in Abbildungen XI, 26, 28, 30; vgl. auch Chroust I, 12, 8 und 13, 1).

Für rasches Schreiben hat die reine italienische Humanistica bald kursivere Züge entwickelt, vor allem durch Ausbildung der verbindenden Striche; die Unterschiede von Druck- und Haarstrich verringerten sich, und eine betonte Rechtsneigung wurde üblich. Wie die Humanistica das Vorbild der Antiqualettern wurde, so die humanistische Kursive das der Kursivtypen. In Deutschland wurde die humanistische Kursive bei Gelehrten der Generation Reuchlins, des Sebastian Brant und des Erasmus heimisch; sie war Ausdruck der neuen Bildung und dem Latein vorbehalten. Jedoch

schrieben noch nach der Jahrhundertwende ausgesprochen humanistisch gerichtete Persönlichkeiten wie der 1471 geborene Mutian das Latein in einer dt. Schulkursive (G. MENTZ, Hss. der Reformationszeit [1912] 2b). Luthers frühe Lateinschrift war gemischt (ebd. 4b). Die humanistisch geleitete Schule tat das Ihre, um die Trennung der Schriften zu vollenden. Im dt. Buchdruck war eine Scheidung nach Sprachen schon in der Mitte der 80er Jahre mit dem Ende der Gotico-Antiqua eingetreten; denn die Rotunda, die sie ablöst, wurde für das Lateinische verwendet, für dt. Texte dagegen Bastarden mit ihren Ableitungen. Die Antiqua wurde erst mit der Reformationsliteratur verbreitet. — Vgl. Abb. 9 u. 10.

Lit.: Battelli[3] S. 245 ff.; ders.: *Nomenclature des écritures livresques du IX e au XVI e siècle* (Paris 1954) S. 35—44; B. L. ULLMAN, Ancient Writing and its Influence (New York 1932) S. 137—144; A. HESSEL: Arch. f. Urk. 13 (1933) S. 1 ff.; J. P. ELDER: Studies in Philology 44 (1947) S. 127—139. R. TILL, Handschriftliche Untersuchungen zu Tacitus ‚Agricola' und ‚Germania' m. e. Photokopie d. Cod. Aesinas (1943). — Anfänge humanist. Schrift in Deutschland: B. BISCHOFF: Beiträge zur Inkunabelkunde, N. F. II (1938) 148 ff. — Dt. Schreiber in Italien: P. LIEBAERT: L'Italia e l'Arte straniera (Atti del X Congresso Intern. di Storia dell'Arte, Roma 1922) S. 200—214.

### 5. Ergänzendes

#### a) Die Abkürzungen

Das ma. Abkürzungswesen ist aus doppelter Wurzel erwachsen: dem römischen epigraphisch-juristischen Gebrauch und der christlichen, sakralen Kürzung der „Heiligen Namen" *(Deus, Iesus, Christus* usw.). Die römische Kürzung suspendiert, d. h. sie läßt nur den oder die ersten Buchstaben eines Wortes bestehen und differenziert sie, wenn nötig, durch tachygraphische Symbole (z. B. *quam, qui, quia, quod* usw.); auch silbenweise wird diese Methode angewendet. Die christliche Kürzung, die nach dem hebräischen Brauch, das Tetragramm auszuzeichnen, in griechischen Hss. ausgebildet und dann in fast allen altchristlichen Sprachgemeinschaften nachgeahmt worden war, kontrahiert im Gegensatz dazu (DS, IHS, XPS usw.); sie bietet den Vorteil, daß durch die Andeutung der Endung die Kürzung gewissermaßen flektiert wird. Es war vor allem dieses zweite Prinzip, das im Lateinischen an Ausdehnung gewann und durch Veränderungen neuen Bedürfnissen angepaßt wurde. In den vorkarolingischen Jhh. bildeten sich in den verschiedenen Schriftkreisen verschiedene Kürzungssysteme heraus, von denen das irische und das ags. weitere tachygraphische Zeichen (z. B. für *autem, eius, enim, est, et)* aufnahmen. Die karolingische Reform wirkte auch hier ausgleichend: so weit die karolingische Minuskel reichte, gab es kaum Unterschiede; um 800 wurde die neue Abkürzung ² = *ur* geschaffen, die sich rasch verbreitete. Es richtet sich nach der Würde einer Hs., in welchem Maße gekürzt wird: am stärksten in den Hss. der Schulen, wo im Zeitalter der aufblühenden Dialektik und intensiver grammatischer Studien (IX.—XII. Jh.) ein Vorrat von Kürzungen und ihre Anwendung befestigt wurde; in Prachthss. dagegen, wie denen der Reichenauer Schule, z. T. fast überhaupt nicht. Unter gelehrtem Einfluß, vielleicht von den Iren propagiert, drang in diesen Jhh. eine gräzisierende Schreibung der Nomina Sacra vor; sie blieb nicht bei IHC, XPC und der Kurzform $\frac{c}{x}$ stehen, sondern griff unberechtigterweise auch auf spc = *spiritus*, tpc = *tempus*, epc (statt eps) = *episcopus*, ompc = *omnipotens* über. Auch gliederte sich allmählich aus den verschiedenen Formen des Abkürzungsstriches das ' für er, re und r aus. Die rasche Entfaltung der Fachdisziplinen, deren Lehrbetrieb in den Universitäten um 1200 neu organisiert wurde, veränderte in sehr kurzer Zeit durch Schaffung neuer Kürzungen und Symbole für häufige Wörter und Termini, durch stärkere Ausnützung der grammatischen Struktur des Lateinischen und durch weitgehendsten Gebrauch der Hochstellung der Endsilben das wissenschaftliche Schriftwesen. Die Beweglichkeit des Systems der Kürzungen wurde gesteigert; bot sich früher dem Schreiber im ganzen ein fester, erlernbarer Bestand dar, so gab man ihm jetzt die Mittel in die Hand, die Kürzungen sich selbst zu bilden. Das akustische Moment trat stärker hervor, besonders in der Kürzung von m, n und r, und in Worten mit a. Zu den „kursiven" Möglichkeiten der Notula gehörte es, daß die Abkürzungszeichen schon im XIII. Jh. unter Mitführung der Luftlinie vom zugehörigen Buchstaben aus geschrieben wurden, ebenso der allgemeine Abkürzungsstrich (z. B. Chroust I, 1, 7a: Register des Albert Beham 1246/7); später (seit dem Ende des XIV. Jhs.) wurde dieser einfach von rechts nach links zurückgeschlagen.

Fast gänzlich abhängig von dem geschmeidigen lat. Kürzungswesen und, an ihm gemessen, nur einfachster Art sind die Abkürzungen, die in dt. Texten gebraucht werden: -m, -n, -er (später auch -r), -ur; Ausfall von -r- (hinter p u. a., durch Hochstellen des folgenden Vokals gekürzt); und einiges andere (vgl. z. B. ‚Flos und Blancheflos': Koennecke, S. 19). Unverändert aus dem Lateinischen herübergenommen ist auch uñ (lat. = *unde)* für dt. *unde*, später für *und* (daneben selten v̄). Das Eigenste sind die Kürzungen dc, wc für *daz, waz* (in der Manessischen Hs., doch nicht auf Zürich beschränkt; im XIII. Jh.: Petzet-Glauning 37 und 46); später häufig dz und wz. Nur einzelne Schreiber bilden die deutschen For-

men und Ableitungen von *Iesus* und *Christus* wie lat. Nomina Sacra: z. B. der des ahd. Isidor (*ihuses*, *xpist* und *xrist*, usw.), der romanische Schreiber des Nithard in den Straßburger Eiden (*xpanes folches*) und eine Hs. der Sächsischen Weltchronik (Degering 84: *xpenheit* u. a.).

Es ist wohl eine Folge des akustischen Prinzips beim Kürzen, zusammen mit der vorhandenen Neigung zur Konsonantenhäufung, daß man in dt. Schriften des XV. Jhs. nicht selten ein m, n oder r, das schon als Buchstabe geschrieben war, durch das entsprechende Kürzungszeichen nochmals unnötig zum Ausdruck brachte (z. B. Chroust I, 1, 9 von 1435). In dt. Kursiven des XV. Jhs. sind die Kürzungszeichen für -r- und -e- (z. B. in -llñ) regelmäßig angebunden bzw. vom verlängerten letzten Schaft her von unten durchgezogen; in der 2. Hälfte des Jhs. bringt die flüchtige Konzeptkursive eine neue Abkürzung für die Endung -en hervor, in einem energischen Schwung nach unten (z. B. Chroust I, 1, 10). Für die Unvollkommenheit des dt. Kürzungswesens ist es aber bezeichnend, daß Stephan Roth und Georg Rörer, wenn sie Luthers dt. Predigten mitschrieben, dies größtenteils in improvisierter lat. Übersetzung taten (vgl. CHR. JOHNEN, Geschichte der Stenographie I [1911] S. 293 ff. mit Abb.). Die im Deutschen geläufige Art, häufige Wörter nur durch den oder die Anfangsbuchstaben zu kürzen, ist seit dem XII. Jh. oft belegt (h. oder *heil.*; sp. = *spricht*, Petzet-Glauning 49b; usw.). Merkwürdig ist die im VIII./IX. Jh. im alemannisch-bayerischen Gebiet verbreitete Methode, Wörter nur durch das Wortende anzudeuten (Glossen und Benediktinerregel, hier z. T. mit Anfangskürzung kombiniert: *tin* = *truhtin*, *ke ti* = *kescrifti*, auch *k* = *keuuisso;* BAESECKE, Abrogans, Taf. 1—5; Eis 7). Ganz außerhalb des lateinischen Systems liegt auch die musikalisch zu verstehende Schreibung bekannter Wendungen oder Bibelworte nur durch die Vokale wie a e u i a (*alleluia;* diese Art häufig in Clm 18140, vgl. STEINMEYER: Festschrift der Universität Erlangen zur Feier d. 80. Geb. d. Prinzreg. Luitpold IV, 1 [1901] S. 17 ff.).

Lit.: L. TRAUBE, Vorlesungen und Abhandlungen I (1909) S. 129—156; ders., Nomina Sacra (1907); L. SCHIAPARELLI, Avviamento allo studio delle abbreviature latine nel medioevo (Firenze 1926); BATTELLI, Lezioni[3], S. 101—114; J. L. WALTHER, Lexicon diplomaticum (1747); A. CAPPELLI, Lexicon abbreviaturarum[2] (1928); W. M. LINDSAY, Notae latinae (Cambridge 1915); D. BAINS, A Supplement to Notae latinae (ebd. 1936); P. LEHMANN, Sammlungen und Erörterungen lateinischer Abkürzungen in Altertum und Ma.: Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Abt., N. F. 3 (1929); ders.: MSB. 1939, H. 9, S. 17—22; M.-H. LAURENT, De abbreviationibus et signis scripturae Gothicae (Romae 1939).

*b) Interpunktion*

Die antiken Grammatiker bis zu Isidor von Sevilla haben klare und einfache Vorschriften für die Interpunktion hinterlassen: tiefer Punkt (*comma*) für die kurze Pause, mittlerer Punkt (*colon*) für die mittlere Pause, hoher Punkt (*periodus*) für das Satzende. Statt dieses übersichtlichen Systems sind im Frühma. eine große Anzahl von Kombinationen von Punkten und Virgula geschaffen und in verwirrender Mannigfaltigkeit verwendet worden. In karolingischer Zeit dürften . und .‘ für die kleine und ., oder ; oder ˙,˙ für die große Pause vorherrschen. Eine Anzahl von Schulen (z. B. Regensburg, Freising, westliche Schulen wie St. Amand) geht im IX. Jh. zu dem vereinfachten Isidorischen System über: tiefer Punkt für kleine, hoher Punkt für die große Pause, und dieses ist auch vorwiegend in den liturgischen Prachtcodices des X./XI. Jhs. angewandt. Das System wird vervollständigt durch Fragezeichen. Dieses hat, seit es — zuerst vielleicht in den Hss. der Maurdramnus-Minuskel und der Hofschule — auftritt, deutlich die Form eines geschwungenen oder gebrochenen Zeichens mit musikalischem Wert. Die Gestalten, die es annimmt, sind vom IX. bis XII. Jh. sehr verschiedenartig; vielfach aber stimmen sie mit der gleichzeitig gebrauchten Form der Neume *Quilisma*, das ma. Musikschriftsteller als „zitternde und steigende Tonverbindung“ beschreiben, überein, was die Auffassung als Tonzeichen unterstreicht. Wohl aus Westfrankreich stammt ein differenziertes System liturgischer Interpunktion: (ansteigend geordnet: . .‘ .7 .). Dadurch, daß dieses System im Zisterzienserorden auf den gesamten Bereich der für die Tischlesung herangezogenen Literatur übertragen wurde, ist es ein wichtiges Hilfsmittel für die Feststellung von Zisterzienserhss. des XII. und XIII. Jhs. Für die Liturgie übernehmen es auch die Dominikaner. Im Spätma. begegnet das System, zu dem teilweise ; oder : hinzutritt, auch bei den Kartäusern, von denen die Devotio moderna es übernimmt; so gebraucht es z. B. Thomas a Kempis (vgl. die Abb. in der Ausgabe der ‚Opera‘ von M. POHL; Degering 101), der jedoch in ndl. Texten nur den Punkt verwendet. Mit dem Humanismus kommen in Italien neue Interpunktionsregeln auf, die die humanistisch beeinflußten Übersetzer Nikolaus von Wyle, Steinhöwel u. a. sinngemäß auf das Deutsche zu übertragen suchen. Spätestens im frühen IX. Jh. liegen die Anfänge des ahd. Akzentsystems. Von Notker ausgestaltet, findet es weite Verbreitung; seine Aufgabe ist eine doppelte: teils die Betonung zu regeln, teils die Vokalquantitäten festzuhalten. Das Ausrufungszeichen tritt erst im

XVI. Jh auf. Das Kapitelzeichen ¶ und der § sind ma. Verwandlungen des antiken Γ-förmigen Paragraphzeichens. Silbentrennung durch einen Strich am Zeilenende wird erst vom XI. Jh., durch Doppelstrich vom XIV. Jh. an allgemeiner üblich. Streichung wird im Frühma. mittels über- oder untergeschriebener Punkte vorgenommen. Auf diese Art behilft sich Otfrid um die Synalöphe in seinen Versen graphisch auszudrücken. Der Hinzufügung von Ausgelassenem dienen willkürliche Zeichen oder Buchstaben, die ursprünglich lokale Bedeutung haben und von der Textstelle zur Ergänzung hinführen; diese Buchstaben sind z. T. für bestimmte Schreibschulen charakteristisch (z. B. hl für Lorsch und Weißenburg), ebenso bisweilen andere Verweisungszeichen (u. a. Runen im Cod. Bonif. 1, vgl. Steffens[2] 21a).

Sehr langsam hat sich die Worttrennung ausgebildet. Das Bedürfnis danach, das im antiken Schriftwesen fehlt, meldet sich wohl zuerst bei Kelten und Germanen, und so scheinen die Insularen als erste danach gestrebt zu haben. In der karolingischen Renaissance ist es noch allgemein üblich, Präpositionen und andere kurze Wörter zum folgenden zu ziehen. Vom XII. Jh. an ist die Trennung meist ganz deutlich.

Lit.: BATTELLI, Lezioni[3], S. 212 ff.; P. WAGNER, Neumenkunde[2]: II (1912) S. 82 ff.; B. KRUITWAGEN, Laat-middeleeuwsche Palaeografica, Palaeotypica, Liturgica, Kalendalia, Grammaticalia ('s Gravenhage 1942) S. 62 ff., 70 ff.; J. MÜLLER, Quellenschriften zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jhs. (1882) S. 7 ff., 14 ff., 277 ff.; P. LEHMANN, Erforschung des MA.s (1941) S. 24 f.; R. NEWALD: Festschrift Hans Vollmer (1941), S. 14 ff.; Akzente: P. SIEVERS, Die Accente in ahd. u. as. Hss. (1909). §-Zeichen: P. LEHMANN: MSB. 1939, H. 9, S. 14 f. Ergänzungszeichen: E. A. LOWE: Miscell. Giov. Mercati 6 (Studi e Testi 126, Vatic. 1946), S. 36—79.

*c) Musikalische Notation*

Die älteste Form musikalischer Aufzeichnung im ma. Abendland, die über die Regelung des Tonfalls bei der liturgischen Lesung hinausgeht (s. Interpunktion), stellen die lateinischen Neumen dar, unter deren Systemen für Mitteleuropa nur das letztlich von Rom ausgehende maßgebend geworden ist. Hinter ihm liegt eine christlich-orientalische Grundschicht; es ist aber besonders in Anlehnung an die lateinischen grammatischen Akzente stilisiert („Akzentneumen") und unter dem Einfluß byzantinischer Musikschrift ausgestaltet worden. Die Namen der über 40 Zeichen des Systems sind großenteils griechisch; den Formen nach werden sie in Strich- und Hakenneumen untergeteilt. Kein überliefertes Beispiel ist mit Sicherheit vor dem IX. Jh. anzusetzen. Das älteste auf dt. Boden entstandene stammt wohl aus Regensburg um 820—830 (Abb.: Schreibschulen I, Taf. 6 d); etwa dem frühen X. Jh. gehört das Petrus-Lied an (Petzet-Glauning 9).

Der schwerwiegendste Nachteil der ursprünglichen Neumenschrift ist es, daß sie zwar die Bewegungen der Melodie ungefähr wiedergibt, nicht aber die genauen Tonschritte festhält. Zahlreiche Wege sind eingeschlagen worden, ihn zu beheben. So hat man sich, besonders in der theoretischen Musikliteratur, aber auch zur Aufzeichnung von Melodien, verschiedener Buchstabenreihen bedient, die die Töne bezeichnen, z. B. noch bei den Liedern, die der ‚Minne Regel' des Eberhard Cersne angehängt sind. In anderer Weise hat man durch Buchstaben, die der Neumierung beigeschrieben sind, diese in melodischer und rhythmischer Beziehung verdeutlichen wollen; über diese „Romanus-Buchstaben" unterrichtet Notker der Stammler in einem Briefe (Kommentar bei Wagner, S. 233 ff. m. Abb.; vgl. z. B. Steffens[2], 70 b).

Eine Lösung des Problems, in der Neumenschrift die Intervalle eindeutig festzulegen (Diastematie), fand nach früheren unvollkommenen Versuchen erst Guido von Arezzo (XI. Jh., 1. H.), indem er die Neumen auf ein System von vier Linien übertrug und dabei die c- und f-Linie durch Farben differenzierte; durch Verschiebung dieser Linien konnte die Tonlage verändert werden. Der ursprüngliche Bewegungscharakter der Neumen begünstigte die Anpassung an das Liniensystem. Diese praktische Erfindung, die im Prinzip noch die heutige Notenschrift beherrscht, wurde bereits im XII. Jh. von deutschen Schulen wie der Reichenau übernommen. Es hat aber bis ins XV. Jh. gedauert, ehe sie sich überall durchsetzte (Abb. Wagner, S. 220); besonders lange hat St. Gallen, dessen reiche musikalische Überlieferung aus dem X. und XI. Jh. von überragender Bedeutung ist, an den linienlosen Neumen festgehalten, die längst der Vergröberung anheimgefallen waren (Beispiele auch im Codex-Buranus: Koennecke, S. 20; W. MEYER, Fragmenta Burana [1901]). Ein zweites altes Zentrum der kirchlichen Musikpflege und -überlieferung ist Metz, von wo aus eine abweichende Form der Neumen sich nach Luxemburg, Belgien, Nordfrankreich und auch nach Süddeutschland verbreitete (Abb.: Wagner, S. 195, 197; Wolf, S. 137).

Die Choralnotation auf Linien entwickelt sich, paläographisch gesehen, im späteren MA. in zwei typischen Formen: der gotischen Choralnotation, die im größten Teil von Deutschland und in seinem östlichen Einflußbereich vorherrscht, und der romanischen „römischen" Quadratnotenschrift. Erstere ist eine Stilisierung der Neumen im Sinne der gotischen Textura: die Virga, die Normalnote für den alleinstehenden Ton, wird stark und senkrecht geschrieben und erhält ein Fähnchen, die

Bögen werden gebrochen (Abb.: Wagner, S. 337 ff.). Eine späte Phase ist die „Hutnagelschrift" des XV. und XVI. Jhs.: die spitzzulaufenden Virgae sind mit einem rhombischen Köpfchen versehen (Abb.: Wagner, S. 340; Wolf I, S. 127). Die komplizierteren Ligaturen treten oft ganz zurück (z. B. Hugo von Montfort: Koennecke, S. 53; Wolf I, S. 177).

Die Quadratnotenschrift entsteht im späteren XII. Jh. in Nordfrankreich; ihre Form ist ebenfalls durch eine gotische Stilisierung der Strichneumen bedingt: die Betonung des Gegensatzes zwischen senkrechtem Haarstrich und zusammengezogenem Druck bzw. druckstarkem Punkt. Dieser Druck oder Punkt wird schon im XIII. Jh. sorgfältig mit breiter Feder quadratisch gezogen. Damit hat die Schrift jene Gestalt erreicht, in der sie zur herrschenden romanischen Notenschrift des Spätma.s wird, die auch nach England und den nordischen Ländern übergreift. Nach Deutschland gelangt sie vor allem durch die liturgischen Bücher der Zisterzienser und Dominikaner. Sie wird auch hier gelegentlich zur Aufzeichnung weltlicher Melodien verwendet, z. B. in der prachtvollen Jenaer Liederhs. (Faksimileausg. 1896).

Der zweite Mangel der Neumenschrift, den die Choralnotation teilt, ist der ungenügende Ausdruck der rhythmischen oder metrischen Werte. Erst im Zusammenhang mit der theoretischen Klärung des Verhältnisses von Melodie und Rhythmus *(modus)* der lat. und roman. Dichtung wird nach unsystematischen Versuchen um 1260 von den Frankonen, zwei Musiktheoretikern des gleichen Namens, eine streng geregelte Skala der Notenwerte von der duplex bis zur semibrevis sowie der Pausensymbole entwickelt und so die Mensuralnotation auf eine sichere Grundlage gestellt. Ligaturen und Konjunkturen, die Nachbildungen der komplizierteren Neumenformen, werden damit aber noch keineswegs ausgeschaltet. Seit etwa 1300 wird rote Notenschrift neben der schwarzen bei verschiedenen Gelegenheiten zur Unterscheidung angewendet, z. B. bei einem Wechsel des Rhythmus oder für die kleinsten Werte (z. B. Oswald von Wolkenstein: Koennecke, S. 52); der Vereinfachung zuliebe bediente man sich dafür später „weißer", d. h. im Inneren leergelassener Noten. Um die Mitte des XV. Jhs. findet die Umstellung von den „schwarzen" Noten auf die „weißen" und umgekehrt statt, d. h. die größeren bisher schwarz ausgefüllten Noten (Balken, Quadrate und Rauten) werden nunmehr nur in Umrißlinien geschrieben, dagegen die kleinsten, bisher leeren Rauten nunmehr ausgefüllt. Das Lochheimer Liederbuch ist eins der ersten Denkmäler dieser Art (vgl. Wolf I, S. 385 mit 183).

Die allmähliche Vervollkommnung der ma. Choralnotation hat eine eigentümliche Rückwirkung auf das Buchwesen gehabt. Mit der eindeutigen Bezeichnung der Tonschritte wurde ein Ablesen der Melodie an Stelle der rein gedächtnismäßigen Beherrschung möglich; dies war die Voraussetzung für das Bestreben, die kirchlichen Gesangbücher und die Noten derart zu vergrößern, daß möglichst viele ein und dasselbe Buch benützen konnten. So wachsen die Bücher seit dem XIII. Jh., und am Ende des Ma.s treffen wir in großer Zahl die riesigen Antiphonarien, die für einen ganzen Chor ausreichen.

Lit.: Paléographie musicale (Solesmes (1889 ff.), bes. Bd. 2 3 (1891 f.); P. WAGNER, Neumenkunde² (1912); J. WOLF, Handbuch der Notationskunde I (1913); ders., Musikalische Schrifttafeln (1922/3); G. M. SUNYOL, Introduction à la Paléographie musicale grégorienne (Tournai 1935; vorher katalan., Montserrat 1925); Battelli³, S. 215 ff.

### d) Die Zahlzeichen

Da die Formen der römischen Zahlzeichen sich im allgemeinen von der Schrift nicht abheben konnten, sind sie in frühma. Hss. zwischen Punkte gesetzt. Es wird für M (nach dem Aussterben einer Kursivform ∞) regelmäßig, für die übrigen in zunehmendem Maße Majuskel gebraucht. V ist karolingisch häufig u, ein G-ähnliches Zeichen für VI (griechischen oder kursiven Ursprungs) stirbt wohl im VIII. Jh. aus. Bei Ordinalzahlen, seltener bei Kardinalzahlen werden sehr häufig die Endungen übergeschrieben. Im Spätma. werden auch XX und C hochgestellt (*vi*$^{XX}$ = 120; *iii*$^{C}$ = 300, usw.), ersteres jedoch wohl nur im romanischen Sprachgebiet. Antike Bruchzeichen werden im MA. mehr studiert als praktisch angewendet. Im Spätma. markiert allgemein die Durchkreuzung, daß die letzte Einheit halbiert ist.

Die indisch-arabischen Ziffern, die im X. Jh. in westarabischer Gestalt in lateinischen Hss. Spaniens auftauchen, werden von Gerbert von Reims als Beschriftung für Rechenmarken verwendet, ohne die 0 und ohne Kenntnis des Stellenwertes; mit diesen wird das Abendland erst im XII. Jh. durch Übersetzungen arabischer Rechenlehren (*‚Algorismus‘* nach dem Mathematiker Mohammed ben Musa al-Kharizmi) bekannt. Die ältesten dt. Beispiele sind ein Salzburger Komputus von 1143 (Arndt-Tangl⁴ 26 a) und eine Regensburger Hs. saec. XII. ex. (ebd. 23 b). Auch die wenigen Beispiele der „ostarabischen" Formen stammen aus dem XII. Jh. (Schum, Abb. 13). In den praktischen Gebrauch haben sich die Ziffern langsam eingeführt, vom Geldwesen wurden sie hie und da bis ins XV. Jh. durch Verbote ausgeschlossen. Bezeichnend für die Schwierigkeiten, denen ihre Aufnahme begegnete, sind auch die Mischungen römischer und arabischer Ziffern wie *MCCCC7* und die schweren Irrtümer, die Null

und Stellenwert verursachten (21, 31 statt 12, 13; 101 statt 11, usw.). Die Ziffern 4, 5 und 7 nehmen im allgemeinen erst im späteren XV. Jh. eine der heutigen ähnliche Form an. Weit verstreut, auch in Deutschland, sind die Zeugnisse für die Kenntnis eines „griechischen" oder „chaldäischen" Systems, in dem 1—4stellige Zahlen durch ein Symbol geschrieben werden, und das zugleich ein Bindeglied zwischen ma. und neuerer Stenographie darstellt.

Lit.: WATTENBACH, Anleitung[4], S. 97—105; BATTELLI, Lezioni[3], S. 218 f.; G. F. HILL, The development of Arabic Numerals in Europe exhibited in 64 tables (Oxford 1915). „Griech." Zahlzeichen: B. BISCHOFF: Scritti di paleografia e diplomatica in onore Vincenzo Federici (Firenze 1945) S. 325—334.

*e) Geheimschriften*

Ein eigentümliches spielerisches Verhältnis hat das MA. zur Geheimschrift. Man bediente sich ihrer in vielen Fällen, in denen eine wirkliche Verschleierung weder begründet noch ernsthaft beabsichtigt war, und benützte meist sehr durchsichtige Methoden. Das dt. Schriftwesen ist besonders reich daran. Nach dem kleinen, von M. Goldast unter dem Namen des Hrabanus Maurus veröffentlichten Traktat *‚De inventione linguarum‘* (statt *litterarum?)* war Bonifaz der Vermittler zweier Geheimschriften, in denen nur die Vokale a e i o u durch Punkte : ⁝ ·:: :·: oder durch die folgenden Konsonanten b f k p x ausgedrückt wurden; letzteres geht auf die Antike zurück. Englische Belege der Anwendung dieser Schriften machen die Tradition wahrscheinlich. In Deutschland sind seit dem IX. Jh. zahllose ahd. Glossen nach beiden Systemen geschrieben worden (z. B. Petzet-Glauning 12). Andere bedienen sich der Zahlzeichen, für die Vokale, oder für die Buchstaben nach deren Position im Alphabet. Eine weitere Quelle für Geheimschriften waren fremde Alphabete, wie sie in dem erwähnten Traktat und anderen Zusammenstellungen in Hss. nicht selten sind: Runen (in jüngeren Hss. öfters als „syrisch", „arabisch" oder „sarazenisch" bezeichnet!, z. B. Clm 14436, f. 1 saec. XI), Griechisch, Hebräisch, das Alphabet des sogenannten Aethicus Hister. Dazu kommen frei erdachte Zeichenalphabete, die für den privaten Gebrauch des einzelnen Schreibers oder als Chiffre gedient haben können. Eine beliebte Methode ist endlich die wort- oder silbenweise Umkehrung. Auch die Verquickung mehrerer Methoden kommt vor. Angewandt finden sich Geheimschriften im späteren MA. vor allem in Schreiberunterschriften, in Rezepten und Segen, besonders abergläubischer Art usw.

Lit.: B. BISCHOFF, Übersicht über die nichtdiplomatischen Geheimschriften des MA.s (1954; auch in MIÖG. 62); A. MEISTER, Die Anfänge der diplomatischen Geheimschrift (1902); R. DEROLEZ, Runica Manuscripta (Brügge 1954).

*f) Die Buchmalerei*

Geschichtlich, methodisch und inhaltlich unlösbar mit Buch und Schrift des MA.s verbunden ist die Buchmalerei; denn das MA. ist in besonderem Maße ein Zeitalter der Buchkunst. Wenn im Frühma. die großartigen Leistungen der Buchmaler, selbst Initialen, und auf der anderen Seite die Schriftkunst jede für sich bewundernswert sind, selten dagegen — etwa im Lindisfarne-Evangeliar — ein Ganzes sich ergibt, so gelingt es der gotischen Zeit, die Schrift, die selbst bewußte Form ist, und den Initial- und Bildschmuck, der mit belebten Ranken oder prachvollen Rahmen den Schriftkörper umgreift, zum Gesamtkunstwerk der geschmückten Buchseite zu erheben. Äußere Gründe verhindern, an dieser Stelle auch nur einen Abriß der Entwicklung der Buchmalerei nach Ländern und Schulen zu geben, deren Schwerpunkte oft andere sind als die der Schriftgeschichte; wenige Hinweise auf die enge inhaltliche Verknüpfung mit dem ma. Buchwesen müssen genügen.

Wie antike, altchristliche und byzantinische Illustrationsreihen (zu Terenz, Sternbüchern, dem ‚Physiologus‘, Fabeln, Kalendern, biblischen Büchern, Prudentius usw.) sich in Kopien fortsetzen, so werden schon im Frühma. einfache Bilderfolgen zur Apokalypse und zu Legenden und Wortillustrationen zum Psalter geschaffen. Die Enzyklopädien des Hrabanus Maurus und der Herrad von Landsberg (‚Hortus Deliciarum‘) werden illustriert. Vom XI./XII. Jh. an wird selbst die Zeitgeschichte Gegenstand der Illustration (z. B. Donizos ‚*Vita Mathildis*‘, Frutolf, Otto von Freising, Codex Balduineus). Dankbare Aufgaben stellte die Illustration der Dichtung in den Volkssprachen, die im Mhd. zuerst dem Rolandslied, der ‚Eneit‘ und den ‚Driu liet von der maget‘ des Priesters Wernher zuteil wird. Im späten MA. ist sie auch für die „Volkshss." aus den städtischen Werkstätten Süddeutschlands typisch (Hundeshagensche Nibelungenhs. usw.). In einer anderen antiken und altchristlichen Tradition stehen die Autorenbilder, die in den Liederhss. sich weit über die Schablone zu lebensvoller Charakteristik erheben. Den Autorenbildern ähnlich wird die Setzung des Rechts durch die Gesetzgeber im Bilde dargestellt; seine Anwendung ist in den kulturgeschichtlich wichtigen Bildern zum ‚Sachsenspiegel‘ eindringlich verdeutlicht. Unter Ludwig dem Bayern sind Rechtsakte auch in den reichgeschmückten Kopfzeilen von Diplomen dargestellt (z. B. Arndt-Tangl[4] 94).

Die Miniatur hat jedoch nicht nur illustrative

und belehrende Aufgaben zu erfüllen. Schon die häufigen Schreiber- und Dedikationsbilder haben oft ausgesprochen den Sinn eines Gebetes um Fürbitte. Für den Maler ist die Arbeit an religiösen Miniaturen zugleich Gottesdienst; sie ist Sichtbarmachung von Offenbarung und Geheimnissen (Uta-Codex; ‚Biblia Pauperum'). Selbst die Zierseiten mit dem Kreuzmotiv und die majestätischen Initialen in insularen, karolingischen und ottonischen Evangelienhss. sind Ausdruck der Verehrung vor dem göttlichen Wort, nicht nur virtuoses Spiel mit Linie und Farbe, ebenso wie die Monogramme *U(ere)-D(ignum)* und *TE(igitur)* der Sakramentare, die den Kanonbildern der Missalien entsprechen und sie vorbereiten, zum Höhepunkt der Meßfeier hinführen. Um die Bilder der Psalterien und der Gebetbücher kreist die Andacht des Einzelnen, wenn sie auch im Spätma. in unfaßbarer Weise mit den ungebundensten Drolerien verziert sind.

Lit.: A. BOECKLER, Abendländische Miniaturen bis zum Ausgang der romanischen Zeit (1930); ders. u. A. A. SCHMID: Handbuch der Bibliothekswissenschaft I[2] (1950 ff.), S. 249—387; ders. u. H. WEGENER: Reallexikon zur dt. Kunstgeschichte II, Sp. 1420 bis 1524; H. JANTZEN: Hist. JB. 1940, S. 507—513.

## Wichtigste Literatur

Darstellungen: W. WATTENBACH, Anleitung zur lat. Paläographie[4] (1886; abgek.: Wattenbach, Anleitung); ders., Das Schriftwesen im MA.[3] (1896; abgek.: Wattenbach, Schriftwesen[4]). L. TRAUBE, Vorlesungen u. Abhandlungen I—III (1909—20). K. BRANDI, Unsere Schrift (1911). E. M. THOMPSON, AnIntroduction to Greek and Latin Paleography (Oxford 1912). P. LEHMANN, Lat. Paläographie bis zum Siege der karolingischen Minuskel: Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft I[3] (1927; abgek.: Lehmann, Paläographie). M. PROU—A. DE BOUARD, Manuel de paléographie[4] (Paris 1924) [mit Album]. E. A. LOWE, Handwriting: The Legacy of the Middle Ages (Oxford 1926), S. 197—226; (abgek.: Lowe, Handwriting). B. BRETHOLZ, Lat. Paläographie[3] (1926). B. L. ULLMAN, Ancient writing and its influence (New York 1932). H. FICHTENAU, Mensch und Schrift im MA. (1946). G. BATTELLI, Lezioni di paleografia[3] (Città del Vaticano 1949; abgek.: Battelli, Lezioni[3]). H. FOERSTER, Abriß der lat. Paläographie (Bern 1949). — Tafelwerke: The Palaeographical Society, I. ser. (London 1873—83); II. ser. (1884—94). The New Palaeographical Society, I. ser. (London 1903—12), II. ser. (1913—1931). Archivio paleografico italiano (Roma 1882 ff.). A. CHROUST, Monumenta palaeographica, I. Ser. (1899—1906); II. Ser. (1909—17); III. Ser. (1918 ff.; abgek.: Chroust I, II, III). A. BRUCKNER, Scriptoria medii aevi Helvetica (Genf 1935 ff.; abgek.: Bruckner, Scriptoria). W. SCHUM, Exempla codicum Amplonianorum Erfurtensium saeculi IX.—XV. (1882; abgek.: Schum). W. ARNDT—M. TANGL, Schrifttafeln zur Erlernung der lat. Paläographie I, II[4]; III[2] (1904—1907; abgek.: Arndt-Tangl[4]). FR. STEFFENS, Lat. Paläographie[2] (1909; 3. Aufl. unverändert 1929; abgek.: Steffens[2]). M. IHM, Palaeographia latina (1909). FR. EHRLE — P. LIEBAERT, Specimina codicum latinorum Vaticanorum (1912; abgek.: Ehrle-Liebaert). H. DEGERING, Die Schrift (o. J.; abgek.: Degering). J. MALLON—R. MARICHAL—CH. PERRAT, L'écriture latine de la capitale romaine à la minuscule (Paris 1939; abgek.: Mallon-Marichal-Perrat). H. FOERSTER, Ma. Buch- und Urkundenschriften (Bern 1946). J. KIRCHNER, Scriptura Latina Libraria (1955; abgek.: Kirchner). E. H. ZIMMERMANN, Die vorkarolingischen Miniaturen (1916; abgek.: Zimmermann, Vorkarol. Min.). E. A. LOWE, Codices Latini Antiquiores (Oxford 1934 ff.; abgek.: CLA). A. BRUCKNER—R. MARICHAL, Chartae Latinae Antiquiores (Olten-Lausanne 1954 ff.).

Vorwiegend zur dt. Schriftkunde: G. KOENNECKE, Bilderatlas zur Geschichte der dt. Nationalliteratur (1895; abgek.: Koennecke). M. ENNECCERUS, Die ältesten dt. Sprachdenkmäler in Lichtdrucken (1897; abgek.: Enneccerus). J. H. GALLÉE, Altsächsische Sprachdenkmäler. Faksimilesammlung (Leiden 1895; abgek.: Gallée). E. PETZET—O. GLAUNING, Deutsche Schrifttafeln des IX.—XVI. Jhs. (1910—30; abgek.: Petzet-Glauning). G. EIS, Altdeutsche Hss. (1949; abgek.: Eis). G. BAESECKE, Lichtdrucke nach ahd. Hss. (1926; abgek.: Baesecke, Lichtdrucke); ders., Der dt. Abrogans und die Herkunft des dt. Schrifttums (1930; abgek.: Baesecke, Abrogans); ders., Der Vocabularius Sti. Galli in der ags. Mission (1933; abgek.: Baesecke, Voc. S. Galli). B. BISCHOFF, Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit I (1940; abgek.: Schreibschulen I). B. BISCHOFF—J. HOFMANN, Libri Sancti Kyliani (1952). E. CROUS—J. KIRCHNER, Die gotischen Schriftarten (1928; abgek.: Crous-Kirchner). R. THOMMEN, Schriftproben aus Basler Hss. des XIV.—XVI. Jhs.[2] (1908). K. ROTH—PH. SCHMIDT, Handschriftenproben zur Basler Geistesgeschichte des XV. und XVI. Jhs. (1926). J. KIRCHNER, Germanistische Handschriftenpraxis (1950).

Zeitschriften: Palaeographia latina (London 1922 ff.); Scriptorium (Anvers 1946 ff.).

Abbildung 1

Abbildung 2

Abbildung 3

Abbildung 4

Abbildung 5

Abbildung 6

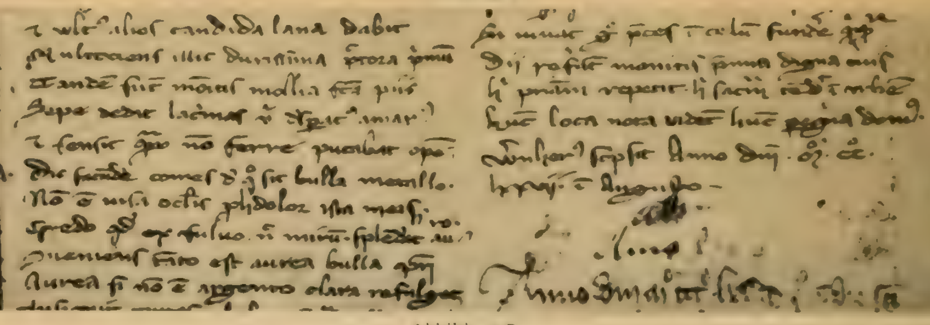


Abbildung 7

Abbildung 8

Abbildung 9

Abbildung 10

## ZU DEN ABBILDUNGEN

*1. Clm 4719 m. Glossar, wohl Anfang des IX. Jhs., Benediktbeuern. Bewegliche Frühminuskel, die noch cc und a nebeneinander zeigt und sich ungezwungen kursiver Ligaturen bedient (ant, ect, eri, ra, ti). Vgl. Schreibschulen I, S. 31, 269 und Taf. I.*

*2. Clm 14641, fol. 31ᵛ. Gregorius M., Ep. IX, 52 (in karolingischer Minuskel) und Epitaph Karls des Großen, vgl. Einhard, Vita Karoli, c. 31 (in ags. Minuskel), beide Fulda, I. Drittel des IX. Jhs. In der steilen, eckigen karolingischen Minuskel unverkennbar insularer Einfluß; vgl. auch das offene a, das einsilbige Wort te mit Akzent und die Abkürzung für est.*

*3. Clm 14395, fol. 66ᵛ. Prudentius (Peristephanon X, 256—9), saec. X, wahrscheinlich schwäbisch. Scholien, lateinische und ahd. Glossen wohl saec. XI; vgl. Steinmeyer, Ahd. Gl. 2, 449; 4, 538. Die verschnörkelten f und s nach dem Vorbild von Urkundenschrift.*

*4. Berlin, Theol. lat. qu. 319, fol. 5ᵛ. Anselm, Cur Deus homo, saec. XII², aus Erfurt, St. Peter. Eine späte karolingische Minuskel deutschen Typs; Z. 1/2 ein typisches Beispiel des ‚schrägovalen' Stils. Vgl. B. Wirtgen, Die Hss. des Klosters St. Peter und Paul zu Erfurt bis zum Ende des XIII. Jhs., Diss. Berlin 1936, S. 29 f., 96 f. u. Taf. 5 f.; Degering, Taf. 63—65.*

*5. Rotulus mit der Todesanzeige des Abtes Vitalis von Savigny (Diöz. Avranches), mit Eintragungen der verbrüderten Klöster und Kirchen, 1122/3. Französische und englische Schrift der beginnenden Gotisierung. Wie bei den Einträgen von S. Sauveur de Vertus (Diöz. Chalons) und St. Albans ist bei der Mehrheit der englischen Schriften ein stilistischer Vorsprung in der Ausgeglichenheit zu erkennen, obwohl Schaftbrechung, winkliger Ansatz der Haarstriche, Aufbiegung der Schaftenden von f und s sowie die Tendenz zur Quadrangelbildung auch bei den französischen zu beobachten sind. Nach L. Delisle, Rouleau mortuaire du b. Vital, abbé de Savigny (Paris 1909), Taf. 21.*

*6. Ehemals Königsberg, Staatsarchiv A 191, S. 604. Hiob (V. 14016—20, 14053—8), etwa Mitte des XIV. Jhs., im Ordenslande geschrieben. Gotische Textura, mit Quadrangeln und Bogenverbindungen. Nach DTdMA. 21, Taf. 2.*

*7. Berlin, Phill. 1827, fol. 75ᵛ. Heinricus Poeta, Dialogus de curia Romana (V. 972—981, 1023 bis 1026), 1277 (Wernherus scripsit). Frühes Beispiel der Verwendung von Notula für einen literarischen Text, das zugleich den flachen Stil der II. Hälfte des XIII. Jhs. illustriert. Zu beachter die verschiedenartige Bildung der Oberlängen usw. Vgl. H. v. Grauert, Meister Heinrich der Poet in Würzburg und die römische Kurie (Abhandl. d. kgl. Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-philol. u. hist. Kl. 27, 1/2, 1912), S. 8 u. Taf. 2.*

*8. Clm 903, fol. 222. Andreas von Regensburg, eigenhändige lateinische und dt. Notizen von 1422. Formbewußte Bastarda und kleinere anspruchslose Notizenschrift. Vgl. G. Leidinger bei Chroust I, 6, 6; ders.: Andreas von Regensburg, Sämtliche Werke (1903), S. LXIII ff. u. 305.*

*9. Wien 567, fol. 10. Conrad Türst, De situ confoederatorum descriptio. Widmungsexemplar für den Rat von Bern, 1495—97. Vgl. 10.*

*10. Privatbesitz, Dass., dt. Übersetzung. Widmungsexemplar für den Altschultheißen Rudolf von Erlach in Bern († 1507). Die beiden Widmungsexemplare, deren Maße und Ausstattung genau übereinstimmen, bieten lateinische und dt. Kalligraphie desselben Schreibers: eine Art humanistischer Kursive und späte Bastarda. Vgl. G. v. Wyss-H. Wartmann, Quellen zur Schweizergeschichte, 6 (Basel 1884), S. 63, 65 f., 72.*





